1789
4.
8
Coburger
Landes=
Bücherei

Neue moralische
Erzählungen

von

August Lafontaine.

Siebentes Bändchen

enthält:

1) Julius Sabinus.

2) Maria von Nevers.

3) Liebe und Dankbarkeit.

(Letztere nach der 2ten verbesserten Auflage.)

Coburger Landes-Bücherei

Berlin, 1800.

Julius Sabinus.

Julius Sabinus.

Zu Langers in Gallien sah' Sabinus die reitzende Eponine, und seine Blicke blieben auf dem schönen Mädchen geheftet, und mit seinen Blicken des Jünglings ganze Seele. Zernichtet ist der ganze Ehrgeitz des Römers; er ist nur Mensch. Ein freundlicher Blick, ein zärtliches Lächeln von Eponinen erfüllt seine Seele, und ein Händedruck von ihr ist ihm mehr als ein Triumph durch das jauchzende Volk. Sein Schwerdt ruht; vergessen ist Rom, vergessen alle seine Plane, vergessen die Imperatorwürde, zu der ihn seine Ah-

nen, seine Thaten, sein Gold und die Liebe der Legionen riefen. Auf dem Schauplatze der größten Thaten, mitten unter den Lorbeerkränzen des Sieges, mitten auf der Laufbahn des Ruhms steht Sabinus stumm und thatenlos da, und zeigt nach dem Myrthenkranze der Liebe, aus der Hand der sechzehnjährigen Eponine.

Eponinens Vaterland ist sein Vaterland, Eponinens Laune sein Ziel, ihre Wünsche sind seine Wünsche geworden. Die Liebe hat den Helden getödtet, um ihn desto glorreicher zu wecken.

Eponine ist eine Gallierin. Du bist ein Römer, sagt sie zu Sabinus, der zitternd vor ihr steht, und ihre Hand auf seine hochschlagende Brust drückt, du bist ein Römer; zum Sturze meines Vaterlandes verschworen! Geh! setzt sie zögernd und mit einer liebreitzenden Schaamröthe hinzu, ich hätte dich geliebt, wenn du ein Gallier wärest.

Ich bin nichts als Sabinus, Eponinens Geliebter! sagt Sabinus, und zieht des Mädchens

zitternde Hand an seine Lippen. Er druckt in einem Kusse aus, was er nicht zu sagen wagt, und Eponine entzieht ihm zögernd ihre Hand, weil die zitternde Hand des Mädchens Liebe verräth.

Sie gieng oft zurücksehend dahin, und Sabinus sah ihr seufzend nach. Von diesem Augenblicke hörte Sabinus auf, ein Römer zu seyn, und Eponine vertheidigte mit Wärme Rom gegen ihre Gespielinnen.

Die Liebe führte beide noch oft zusammen, und endlich sank Eponine holderröthend in Sabinus Arm. Rom war vergessen, Gallien vergessen; er war Sabinus, sie Eponine; für beide genug.

Heilige Stunden der Liebe, wo Sabinus Wünsche, Eponinen zu Galliens Königin zu krönen, ihm wie die ausgeführte That dünkten, und Eponinen genug waren, ihr des Geliebten Liebe zu beweisen.

Und bist du jezt noch ein Römer? fragt lächelnd Eponine ihren Geliebten den Tag vor ihrer Ver-

bindung und fällt mit beiden Armen um seinen Hals, und mit ihren Lippen auf seinen Mund. Bei allen Göttern unserer Liebe, antwortet Sabinus finster, noch bin ichs! Allein von diesem Augenblicke an höre ich auf es zu seyn, und bin Eponinens! Wie ich aufhöre eine Gallierin zu seyn, und nur dem bin! sagt sie in einer noch festern Umarmung. Was hab' ich für mein Vaterland gethan? frägt Sabinus halb sich, halb die Geliebte, und was hat es mir gegeben? — Was für dich, Eponine, und wie theuer bist du mir?

Eponine bewundert und bespottet den finstern Ernst, mit welchem Sabinus dies sagt; allein Sabinus fährt fort: ja, ich höre auf ein Römer zu seyn, nicht um ein Gallier zu werden, nein! was kümmert mich dieser oder jener Boden, dieser Fluß, jenes Gebürg? Du, Mädchen, bist mein Vaterland, mein Triumph, und für dich hat diese Hand das Schwerdt noch nie gezuckt. Ich bin noch ein Römer, genug um meinen Triumph erst zu verdienen.

Er drückte einen heißen Kuß auf Eponinens Lippen, wischte eine Thräne von seiner glühenden Wange, und dahin flog er und Eponine sah ihn nicht wieder.

Civilis stand mit einem Heer Gallier und Germanen gegen den römischen Legionen über; Jahre lang hatte er schon für Galliens Freiheit gefochten. Bald hatte der Adler Roms gesiegt, bald des Galliers Schwerdt. Sabinus versammelte seine Legion in Langres. Ich verlasse euch, meine Freunde, sprach er, ich gehe, mir ein Reich zu erkämpfen. Wer mir folgen will, muß sein Vaterland und seinen Namen vergessen, und allein mein seyn! Das sagte er, er wandte sich und gieng.

Ganze Kohorten folgten ihm. So kam er bei Civilis an. Der Gallier Feldherr nahm ihn mit offenen Armen auf, und bald war Sabinus das Leben und die Seele des Heeres, und der Name Sabinus durchflog ganz Gallien. Er drang auch durch die Einsamkeit bis zu Eponinen, und ihr

Herz schlug zum Erstenmal, seit Sabinus letztem Kusse, voll fröhlicher Hoffnung. Ach, ich liebte ihn ja so, sagte sie seufzend, und dennoch fühlte sie, daß sie eben so viel für ihn thun würde. Ihr Herz tadelte und lobte seine Handlung in einem Augenblick.

Immer näher kämpfte das vereinte Heer sich durch die römischen Legionen. Noch einmal wagte es der römische Feldherr, seine Legionen dem siegenden Heere entgegen zu führen. Sabinus trug den Tod mitten in die Legionen: sie wichen; Sabinus Schwerdt begleitete ihre Flucht. Der Sieg war erfochten, und mit dem Siegsgeschrei stieg Sabinus Name gen Himmel. Er eilte nach der einsamen Hütte seiner Geliebten. Sie hatte das Jauchzen der nahen Stadt gehört, ihre Sklaven kamen keuchend zurück, und von allen Lippen tönte der Name Sabinus. Da stand sie, in dem Schatten der Bäume vor ihrer Hütte; ihre Brust klopfte

ängstlich; mit starren funkelnden Augen sah sie den Weg hinab, der von der Stadt herführte.

Eine Staubwolke drang von der Stadt zu ihr her; sie umarmte ihre Sklavinnen; große Thränen standen in ihren Augen; Todenblässe und Feuerröthe jagten sich auf ihrer Wange. Sie sah von weitem die Krieger; ihre Füße eilten vorwärts, und ihre matten Arme stützten sich auf ihre Dienerinnen. Sie erkannte Sabinus, und sie verhüllte sich in ihren Schleier und sank leblos in die Arme einer Sklavin.

Sabinus stand vor ihr, und drückte ihre Hand an sein Herz. Mit langen, sehnsuchtsvollen, inbrünstigen Blicken betrachtete er sie, und Thränen auf Thränen rollten aus dem fröhlichen Auge. Sie betrachtete ihn mit einem halben Lächeln. Beide schwiegen. Das Heer schaute und schwieg. Langsam und matt sank sie in seine Arme, immer inniger, und nun mischten sich Küsse, Worte und Schluchzen.

Hier bin ich, sprach Sabinus endlich; kein Römer, kein Gallier, sondern dein, meine Eponine! Wähle, wähle die Krone Galliens oder den Lorbeer des römischen Imperators! Ein Tribun reichte ihr eine Krone und den Lorbeer der Cäsaren. Eponinens zitternde Hand ergriff den Lorbeer, und das Heer rief: die Götter segnen den Imperator Julius Sabinus! und Sabinus setzte den Lorbeer auf des entzückten Mädchens Haupt. Er faßte sie jetzt in seine Arme, zeigte sie dem Heer und rief: sie ist mein! ich habe sie verdient! und nun trug er sie in die Hütte, und das triumphirende Heer sang ihm noch diesen Abend die Hymenäen und seinen Triumph, und den schönsten Triumph der Liebe.

Aber heimlich waren Vespasians siegreiche Legionen in Gallien eingedrungen. Sie eilten rasch in die Gegend, die jezt voll von Sabinus und Eponinens Glück war. Niemand warnte den glücklichen Sabinus; die Fliehenden, die Ver-

wundeten brachten die erste Nachricht von dem Anrücken und von dem Siege der Legionen. Noch einen Lorbeer mehr für deine Locken, meine Eponine! rief Sabinus, und weinend gürtete Eponine das Schwerdt um seine Hüfte; trostlos, hoffnungslos sank sie noch einmal in seine Arme, ein dunkler Kummer hing auf ihrer Stirn; sie ahndete ihr Schicksal.

Sabinus griff die siegreichen Legionen des Cäsars an. Lange hielt er den Sieg, zuletzt, um sich her einen Hügel Leichen, stand er verlassen von den Seinigen da. Er wich in das Gebüsch. Greift den Rebellen! hörte er den Feldherrn rufen, und schnell eilte er auf den bekannten Wegen zu Eponinen Mit der einbrechenden Nacht stand er vor dem Hause seines Weibes. Er zitterte die Thüre zu öffnen. Da umfaßten ihn zwei Arme. Es war Eponine. Du bist es, Sabinus! den Göttern sey Dank!

Ich bin es; aber geschlagen, mit Schande bedeckt, dem Tode preisgegeben.

Aber doch in den Armen deiner Eponine! oder gilt dir der Ruhm mehr, als meine Liebe? Nein Sabinus, du lebst! den Göttern sey Dank! — Mit Schande bedeckt; aber du lebst. Du hast mich verdient; jezt laß mich auch dein Herz verdienen!

Sie trat mit ihm in den Vorhof. Sie ergriff eine Fackel und gab dem erstaunten Sabinus die andere. Heilige Göttin der ehelichen Liebe! sprach sie fest und feierlich, schütze uns. Dieser Pallast sey dir geweiht; seine Flamme leuchte uns zu unserer zweiten, aber noch heiligeren Ehe. Nimm uns auf, dunkeler, aber freundlicher Zufluchtsort; sey uns der Wohnplatz der Liebe und des Glücks! Mit diesen Worten zündete sie den Pallast an, und trieb mit süßen Worten den geliebten Mann, die Flammen zu verbreiten. Hell loderten schon die Flammen an den Säulen empor, hoch schlugen sie schon durch das Dach. Sieh das Feuer unserer ewigen Liebe! sprach sie lächelnd und von allen Seiten umgeben.

Sabinus ergriff sie und wollte sie durch die Flammen tragen. Nicht also! rief sie und faßte seine Hand. Ich habe einen andern Weg uns zu retten. Sie stieß mit dem Fuße auf einen Stein: eine verborgene Thür öffnete sich. Sie umarmte Sabinus. Leb wohl, Tageslicht! rief sie; ich gehe mit dem, der mir mehr ist als du. Eilig zog sie ihn die Stufen hinab. Die Thüre verschloß sich hinter ihnen.

Durch Felsen, durch enge Gänge, durch hohe Gewölbe, ein langes labyrinthisches Gewinde leuchtete ihn Eponinens Fackel. Endlich stand sie an einer Grotte still. Sie flog in seine Arme, sie bedeckte seinen Mund mit Küssen und Thränen. Sieh hier, Sabinus, dies ist dein Reich! Wähle, wähle, mein Herz, hier in diesen unbekannten Schlünden ein Leben mit mir, oder den Tod von dieser Hand. Ich bin dein! deine Gesellin im Leben, deine Gesellin im Tode!

Sabinus betrachtete Eponinen starr und stumm:

endlich sank er mit lautem Geschrei: leben mit dir, meine Eponine! in ihre Arme. Und nun gieng er mit dem fröhlichen Weibe umher in seinem unterirdischen Reiche, und während des Gehens erzählte ihm Eponine, wer von ihren Ahnen dies Gewölbe hatte bauen lassen, daß niemand es kenne, als allein zwei Sklaven, auf deren Treue sie sich verlassen könnte.

O, Liebe, du schaffest ein Elysium in öden Wüsten, verwandelst den Kerker in einen Pallast, und dein Licht erhellt die dunkelste Nacht, und überstrahlt die Sonne!

Neun Jahre lebten Sabinus und Eponine in ihrer unterirdischen Wohnung; neun Jahre lang hatte die Sonne ihnen nicht geleuchtet, neun Jahre lang hatten die Jahreszeiten, vergebens für sie, die Erde geschmückt und entkleidet, aber neun Jahre hatte die zärtlichste Liebe ihre Wohnung bei ihnen gehabt, und sie waren glücklich, und seelig wie Götter. Tausend Arbeiten, tau=

send süße Beschäftigungen hatte die Liebe für sie. Hier arbeitete Sabinus heimlich in dem Felsen ein Lager für Eponinen; sie stand da einen Morgen oder Abend — die Sonne zählte die Stunden nicht, die Liebe zählte sie — sie stand da mit Sabinus, und sagte ihm zärtlich die Hand drückend: von hier ist der Anblick der leuchtenden Fackeln in den Gängen des Felsen am schönsten! und Sabinus stahl jede Ruhestunde sich weg, von Eponinens Seite und arbeitete in den harten Felsen mit tiefen Schlägen ein Lager für Eponinen, damit sie da ruhen, und des schönen Anblicks des erleuchteten Felsens genießen könnte.

Eponine belegte mit weichem Moose einen Sitz in der rauhesten Gegend der Felsen, die Sabinus liebte, und behing eine kleine Grotte mit Epheu und wilden Ranken, und schmückte sie mit Blumen, und betrog mit einem falschen Frühling den erstaunten Jüngling, und die neidische Sonne. Jezt leiteten beide eine Quelle von oben herab,

durch das Gestein an ihrem Lager weg, und sonderten kleine Steine zum Bette für den kleineren Bach, damit er sanft in ihren Schlaf riesele.

Dann webte Eponine ein Gewand von Purpur für ihn, und Sabinus behing indeß die Lieblingsgrotte seiner Geliebten mit warmen Thierfellen, und belegte den Boden mit Moos. Eine Küche, einen Heerd, und daneben einen Altar der Liebe, und einen andern Eponinen geheiligt, hatte Sabinus gebaut, und die Worte über den Eingang gehauen: Eponinens Heiligthum! Hierher führte sie Sabinus, wie sie erwachte. Tausend Feuer waren angezündet, der ganze Felsen erleuchtet, und Eponine sank vor ihrem Altare nieder und betete zu den Göttern für Sabinus.

Glücklich waren sie beide. Sabinus fragte die beiden Sklaven, wenn sie ihnen Lebensmittel brachten, nicht mehr, wie es um Rom stehe? Eponine hatte ihre Freundinnen vergessen. Glücklich waren sie beide, aber noch glücklicher beschloß

die Liebe sie zu machen. Eponine war schwanger. Sabinus erbaute der Göttin Lucina einen Altar und opferte ihr die schönsten Früchte, und andere Opfer. Inbrünstiger hatte er Eponine nie betrachtet als jetzt, sie schien ihm mehr als ein sterbliches Weib, sie schien ihm eine Göttin zu seyn.

Die Stunde der Geburt kam, und Sabinus sank mit zwei schönen Knaben auf seinen Armen an dem Lager der Mutter auf die Knie, und zerfloß in Freudenthränen, in Entzückungen und in Gebet. O Vespasian! rief er, wie dank ich dir für den Sieg deiner Legionen! Wer ist nun glücklicher! und Eponine schluchzte vor Wonne, und streckte ihm die matten Arme entgegen. Wer beschreibt nun das Glück dieser Glücklichen? Beide Liebende schienen sich vergessen zu haben, nur für die beiden Kinder zu leben, und dennoch liebten sie sich nur desto inniger. Ihre Liebe war rührender, heiliger, feierlicher durch die Kinder geworden. Oft wenn Eponine, beide Knaben an ihren mütterlichen

Busen gedrückt, mit liebevollen Blicken auf sie niedergebeugt, in süßem Rausche der Mutterliebe, ohne einen Blick für Sabinus, ohne ein Wort für Sabinus da saß; so kniete der Vater hinter ihr nieder, und küßte den Saum ihres Gewandes mit einer Ehrfurcht, als wäre er einer Göttin.

Sie hörte ihn schluchzen, sah auf, streckte die Arme nach ihm aus, und drückte ihn an ihren Mund und stammelte: Sabinus! und versank aufs neue in das süße Vergessen, und hatte nur Sinne für die Kinder.

Kein Eheloser lese mich! Der Himmel wohnte mit Sabinus, mit Eponinen unter der Erde! Ein heller Blick der Kinder war ihnen die leuchtende Sonne; ein Lächeln gab ihnen den Frühling, und das erste Lallen von ihren Lippen war ihnen der heiligste Festtag. Neun Jahre waren so verflossen, und die Knaben waren sieben Jahre alt. Ach oft hatten Sabinus und Eponine ihnen von der Erde, von der Sonne, von den Sternen und

von den Menschen erzählt. Neugierig horchten die beiden Knaben auf die Erzählung der Eltern. Ich möchte nur einmal die Sonne sehen! sagte der älteste Knabe, und ich den Tag, wie der aussehen mag! sagte der Jüngste.

O, zeig mir die Sonne nur einmal liebe Mutter! rief der Aelteste, und mir den Tag! ich will den Vater auch lieber haben wie dich! rief der Jüngste. Die Mutter lächelte und erzählte dem Vater die närrischen Vorstellungen der Kinder, von Sonne und Tag, und ihr freundlicher verlangender Blick wagte es nur zu sagen, daß sie es wünsche, ihre Kinder zu befriedigen.

Sabinus schloß Eponine in seine Arme, und führte sie zu ihren Kindern. Kommt, meine Kinder, ihr sollt die Sonne und den Tag sehen. Meine Sonne bist du, Eponine! Er führte sie alle drei durch lange Gänge, und rauhe Höhlen. Eine Fackel, Vater! rief der Aelteste, und eilte voraus dem Tageslicht entgegen, das durch das Gestein

brach. Endlich kamen sie an den Eingang des unterirdischen Gewölbes. Die Knaben schrien laut auf, bedeckten sich die geblendeten Augen, schauten wieder, und schrien vor Freude. Eponine lehnte sich auf Sabinus Schulter, und bebte vor Wonne; und Sabinus sank an seines Weibes Busen, und bebte wie sie. Ein heiliger Schauer ergriff sie. Sie sanken auf den Boden, und der Gedanke, der reinste Gedanke: Gottheit, durchbebte ihre Seelen. So standen sie alle eine Stunde, und tranken die fröhlichsten Strahlen des Tages in sich. Ein dicker Wald verbarg die Sonne. Das ist der Tag! sagte Eponine leise und feierlich zu dem jüngsten Knaben. Er lächelte freundlich. Jetzt traten sie an eine lichte Stelle; die Sonne leuchtete dahin. Das ist die Sonne! wollte der Vater sagen, und beide Knaben stürzten zitternd zu Boden und weinten.

Kaum wollten die Kinder sich zurückführen lassen. Die Sonne! war ihr erstes Wort, wenn

sie erwachten, und mit dem Worte: Sonne, schliefen sie an der Seite ihrer Eltern ein. Laß uns die Sonne sehen! riefen sie unabläßig, und von Zeit zu Zeit führten die zu zärtlichen Eltern die Kinder an den verrathenden Tag.

Sabinus hat sich mit Eponinen verbrannt! sagte das Volk, und bey den Ruinen des zerstörten Hauses wünschte jeder den Schatten der beyden Liebenden Glück. Man hatte ihre Gebeine gesucht, und nicht gefunden. Der Feldherr glaubte, sie wären entflohen. Ein Soldat hatte im Walde die glückliche Familie gesehen und belauscht. Er hört die Namen Sabinus und Eponine. Sabinus? denkt er und läuft zum Feldherrn, und erzählt. Man sendet Soldaten. Man lauert lange vergebens. Endlich kommt die glückliche, unschuldige Familie wieder aus den Ruinen hervor. Sie stehen da eng umarmt, und freuen sich des Lichtes. Die Krieger stürzen hervor. Sabinus ist umringt gebunden. Die Kinder schreien, Eponine ist zur

Erde gesunken. Die Soldaten führen den Sabinus fort. Die Kinder stehen da, unentschlossen, ob sie dem Vater folgen, oder bei der todten Mutter bleiben sollen.

Sie stürzen sich über die Mutter her, benezzen sie mit ihren Thränen; und nach einer Stunde schlägt die trostlose Mutter endlich die Augen auf. Wo ist er? ruft sie, und wirft die Kinder, die sie umarmen wollen, von sich. Sie rafft sich auf; die Kinder hängen sich an ihr Gewand, sie bemerkt sie nicht; sie fassen auf jeder Seite ihr Gewand, sie bemerkt sie nicht; sie fassen auf jeder Seite ihre Hand, sie fühlt es nicht; sie eilt zur Stadt. Ihr Haar fliegt wild um den Nacken, ihr Gewand fliegt frey im Winde. Wo ist Sabinus? ruft sie laut, und man begleitet sie zum Prätorium. Hier findet sie ihn. Er steht vor dem Prätor, ernst und stolz. Eponine stürzt herein, er lächelt, und legt seine Wange auf ihre Schulter, und sie küßt die Bande, die seine Hände gefangen halten.

Der Prätor sieht finster auf das liebende Paar. Sein Herz ist bewegt, er kann sie nicht retten. Du bist Julius Sabinus? frägt er noch einmal. Schon einmal sagte Sabinus: ich bin es! Du hast dein Leben verwürkt, Sabinus. Allein ich will dich nicht hinrichten lassen. Cäsar mag dich selbst richten! die Götter geben ihm mein Herz! Er legt dem einen Knaben die Hand auf das Haupt, betrachtet mit einem traurigen Blicke die Mutter und geht. Sie sind allein. O Eponine! ruft Sabinus voll Schmerz, und betrachtet sie mit durchbohrenden Blicken. Sabinus! was wird dein Schicksal seyn? fragt sie eilig.

Sterben, meine Eponine!

Und diese Knaben?

Sie haben nichts verbrochen. Sie werden leben!

Und ich?

Und du? o, du Arme! du wirst leben, du bist der Knaben Mutter.

Nein, Sabinus; erinnere dich! Du warst nicht Römer, nicht Gallier; du warest mein! Ich bin nicht Gallierin, nicht Mutter, ich bin dein! Jetzt trat eine Wache herein, um Sabinus nach Rom abzuführen. Eponine begleitete ihn, die beiden Knaben an der Hand. Man hörte keine Klage aus ihrem Munde, man sah keinen finstern Blick in ihren Augen. Sie ging neben Sabinus her, und lächelte ihm zu, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und sprach mit ihm von ihren glücklichen Tagen.

So kamen sie in Rom an. Vespasian versammelte den Senat, und dieser sprach Sabinus Todesurtheil. Eponine wurde doch auf einen Augenblick bleich, wie das Wort: des Todes schuldig! gesprochen wurde. Aber stolz trat sie an des Cäsars Thron. Sie erzählte ihm kurz ihre Begebenheit. Hat die Liebe den Tod verdient, Cäsar? —!

Vespasian staunte das Weib an. Aber er war

Cäsar, er konnte nicht verzeihen. Die Liebe nicht, sprach er, aber der Aufruhr! Unwidersprechlich ist sein Todesurtheil? fragte sie ernst.

Unwidersprechlich! antwortete der Cäsar.

Und seine Kinder? Sie faßte beide Knaben an und führte sie näher an Vespasians Tribune, und betrachtete sie mit liebevollen Augen voll Thränen.

Der gerührte Cäsar sprach: ich werde ihr Vater seyn! Habe Dank! sprach sie, und nun zog sie beide Kinder an ihre Lippen, drückte sie eins ums andere an ihren Busen. Auf einmal wandte sie sich an Sabinus. Sie reichte ihm die Hand; sie betrachtete ihn mit einem zärtlichen Blicke. Sabinus, sprach sie, und ihre Blicke wurden triumphirend wie die Blicke einer Göttin. Sabinus, rief sie, unser unterirdisches Glück hebt aufs neue an, und uns wird kein Cäsar wieder richten. Verstehst du mich?

Sabinus sank an ihren Busen. Ich verstehe dich! du bist mein!

Ja! ich bin dein! rief sie laut, zuckte einen Dolch, und rannte ihn in Sabinus Brust. Wir sehen uns wieder! rief sie, und legte ihn auf den Boden. Cäsar sey meiner Kinder Vater! und der Dolch traf auch ihr Herz.

Bey den Göttern, ich hätte euch verziehen, wenn ich das vermuthet hätte, rief Vespasian und eilte ihr zu Hülfe.

Du kanntest die Liebe nicht, Cäsar! sagte Eponine mit sterbenden Lippen; o so war ich glücklicher in der Höhle, als du auf dem Throne! — Sabinus! Sie wandte das Auge nach Sabinus, und das Licht im Auge verlosch.

Maria von Nevers.

Maria von Nevers.

Maria von Nevers war vom Schicksal bestimmt, ihr ganzes Leben hindurch das Spiel der Intrigue, der Gegenstand der Wollust und Verführung, und endlich das unschuldige Opfer der Grausamkeit und des Ehrgeitzes zu werden.

In dem schrecklichen Blutrath, der die Opfer der Bartholomäusnacht bestimmte, konnte man nicht einig werden, ob man nicht auch den König von Navarra, und den Prinzen Condé ermorden

sollte. Die Mehrheit der Stimmen fiel gegen ihren Tod aus; nur sollten sie die Katholische Religion annehmen.

Der von Navarra machte sehr wenig Umstände: er schwor den verhaßten Glauben Calvins ab: allein der sechzehnjährige schöne Condé war anfangs gar nicht zu bewegen. Der König nahm ihn endlich mit in sein Kabinet, zog hier den Degen, und drohete, ihn hier auf der Stelle zu durchbohren, wenn er nicht sogleich mit ihm in die Messe gehen wollte. Der junge Prinz erlag; er gieng mit in die Messe.

Man sah wohl, daß man andere Mittel gebrauchen müsse, um ihn bei der herrschenden Religion zu erhalten, als die Furcht.

Man ließ Maria de Nevers kommen; man gab ihre Hand dem Prinzen Condé, und sie sollte

das Band seyn, den jungen schönen Prinzen an die Mutterkirche zu feßeln.

Obgleich der Religionsfanatismus diese Heyrath geschlossen hatte, so verband dennoch die Liebe die Herzen beider, des Prinzen und Mariens. Mit jedem Tage wurde ihre Liebe zärtlicher; mit jedem Tage wurde Maria sittsamer mitten unter den Wollüsten des Hofes; mit jedem Tage wurde sie ihrem Manne getreuer, mitten unter den verführenden Beispielen eines sittenlosen Hauses von wollüstigen jungen Männern.

Der Herzog von Anjou, der Bruder des Königs, liebte Marien mit einer unbegränzten Leidenschaft. Er warf sich ihr zu Füßen; ein kalter ehrerbietiger Blick Mariens war ihre ganze Antwort. Sie vermied von diesem Augenblick an seine Gegenwart, kam seltner an den Hof, und nur dann, wenn sie es schlechterdings nicht ver-

meiden konnte. Der Herzog von Anjou sandte ihr alle Tage Liebesbriefe, die (nach einer damaligen Sitte) mit seinem Blute unterzeichnet waren. Sie antwortete nie, ja er wußte nicht einmal, ob sie seine Briefe gelesen hatte. Er war zum König von Pohlen erwählt: der junge König verschob seine Abreise in sein Königreich. Marie blieb unbeweglich. Der König Karl mußte ihn beinahe mit Gewalt bereden, nach Pohlen zu gehen.

Karl der neunte starb, und der Herzog von Anjou kehrte jetzt aus Pohlen, als König von Frankreich zurück. Der Hof war zu Lyon. Die schönsten Damen gaben sich Mühe, den Monarchen zu fesseln. Vergebens! er hatte nur ein Herz für Marien, und Marie war unerbittlich.

Marie lebte zu Paris mit ihrem Gemahl. Jeden Tag erhielt sie einen Kourier mit einem Briefe von dem König, und sie antwortete nie. Endlich

that der König Marien den Vorschlag, ihre Ehe mit Condé trennen zu lassen, und sie zur Königin von Frankreich zu machen.

Die Königin Mutter fing den Brief auf, und sandte ihn an Mariens Gemahl, in der Absicht, daß er mit seiner Gemahlin Frankreich verlassen sollte. Des Königs Mutter fürchtete den großen Einfluß der reitzenden Marie auf ihren Sohn.

Der König erhielt keine Antwort, und er beschloß, nach Paris zu gehen, und Marien selbst zu sehen. Seine Mutter zitterte, und ein Paar Tage darauf starb die schöne, tugendhafte Marie, schnell in der Blüthe ihrer Gesundheit und Schönheit.

Wie der König die Nachricht hörte, die ihm seine Mutter sehr vorsichtig mittheilte, so sank er hinten über, kalt und starr; und verfiel die bei-

den ersten Tage aus einer Ohnmacht in die andere. Er legte die Trauer an, er trug sogar kleine Todtenköpfe auf seinen Kleidern, auf den Bändern seiner Schuhe, um den Kummer seiner Seele deutlich anzuzeigen. Indeß wurde Marie bald unter den Wollüsten des Hofes von ihm vergessen, und sie blieb nur ein beschämendes Denkmal der Treue des Weibes, der Tugend, der Schönheit, für den ganzen Hof.

Liebe und Dankbarkeit.

Liebe und Dankbarkeit.

Die ausgewanderten Franzosen haben freilich auf mannigfaltige Art den Unmuth und die Besorgnisse der deutschen Patrioten erregt. Aber laßt uns nie gänzlich vergessen, daß sie Unglückliche sind; und wenn ihre gehässigen Anmaßungen, ihre Verderben bringenden Plane, ihre aufgebläheten Hoffnungen uns zuweilen dazu reitzen möchten: so laßt uns daran denken, daß sie uns auch Beispiele von Geduld, von Ergebung, Muth, Ausdauer, Heroismus und Dankbarkeit aufgestellt haben, die kein andres Unglück hervorgebracht hat, und deren nur die reinste Tugend fähig ist.

In B***, einem Dorfe im***, wohnt ein Paar Franzosen, das ich bewundre. Ich gehe nie an ihrer Hütte vorüber, ohne zu denken, oder auch wohl zu sagen: wer wollte nicht gern um eurer Tugend willen euren Brüdern verzeihen! Ihr seyd die Zierde jedes Landes, obgleich der Haß auch eure kleine Hütte umschleicht. Diese soll, hoffe ich, euer Zufluchtsort bleiben, und der Haß euch nicht zwingen, noch einmal den Boden zu verlassen, den die Liebe zu eurem Vaterlande geweihet hat, aus dem Ihr euch nur in das Grab hinüber sehnen werdet. Warum sollte man euch den Kranz von Weiden nicht gönnen, der das Dörfchen und eure Hoffnungen in sich schließt! warum euch Vorwürfe machen für euer altes Vaterland, da ihr das neue durch ein großes Beispiel von Dankbarkeit, Eintracht, Liebe und Ergebung heiligt! Habt Geduld mit den neugierigen Blicken, die euch bei euren Arbeiten folgen, wie ihr sie mit den blutgierigen Blicken der Unmen-

schen in Frankreich hattet! Vergeßt, und seyd glücklich! —

Da, wo die Dürance ihren Weg zwischen Klippen, Oelbäumen, Weinbergen und Kornfeldern in langen Krümmungen sucht, wohnte der Graf d'Ormesson, der reichste Gutsherr seiner Gegend: ein nicht harter, aber strenger Herr für seine Unterthanen, ein sanfter Vater, und ein zärtlicher Gatte. Seine einzige Tochter war Julie, ein gutes Geschöpf, mild wie der Himmel, der sie umgab, wohlthätig, wie der Boden, auf dem sie gieng. Sie erndtete den Lohn ihrer sanften mitleidigen Seele in den schrecklichen Zeiten der Revolution, als es so schwer war, einen Freund zu finden, als die Grausamkeit der blutgierigen Despoten selbst in den besseren Menschen die Großmuth vertilgt hatte; sie fand ihn in einem Landmanne, und hatte ihn verdient.

Salier hieß der junge Mensch, dessen Herz durch Liebe und Dankbarkeit so veredelt war, daß

er dem Tode trotzte, um seine Wohlthäter zu retten. Unglücksfälle hatten seinen Vater, einen Landmann auf dem Gute des Grafen, so zurückgebracht, daß er schon Jahrelang seine Abgaben schuldig geblieben war. Man hatte mehr Nachsicht mit ihm gehabt, als gewöhnlich; denn die Verwalter des Grafen scheuten die einsylbige Entschlossenheit, die finstre Kälte des redlichen, von dem ganzen Dorfe geachteten Mannes, der Nachsicht als eine Gerechtigkeit, nicht als eine Gnade forderte. Sagte ein Verwalter: Salier, wir werden deinen Hof verkaufen müssen! so antwortete er mit einem drohenden Blicke, und in einem kalten Tone: der Fuchs wehrt sich in seinem Bau. Ich will es erwarten!

Endlich war der letzte Termin verflossen, den man ihm zur Bezahlung bestimmt hatte, und der Verwalter kündigte ihm im Namen des Grafen an, daß er seine Hütte verlassen müsse. — „Ich will den Grafen selbst sprechen,“ antwortete er

kalt. „Komm, mein Sohn!“ Er ging mit seinem Sohne auf das Schloß, und fand den Grafen mit seiner Tochter Julie im Garten. Der alte Mann trat ohne Furcht, aber bescheiden, vor den Gutsherrn hin, und sagte ruhig: „der Verwalter, Herr Graf, hat mir angekündigt, daß ich ein Bettler seyn soll. Träge bin ich nicht gewesen, nur unglücklich. Ich habe einen Sohn, wie Sie eine Tochter. Wenn Sie unglücklich würden, Herr Graf; wenn Sie Ihr Schloß verlieren und ein Bettler werden sollten: es würde Ihnen seyn, wie mir. Ich kann nicht, Herr Graf; ich muß meinen Hof behalten, um ihn meinem Sohne hinterlassen zu können. Es wird mir ja nicht immer so unglücklich gehen!“

Der Graf war gegen ihn eingenommen, und sagte ganz kurz: du hast seit Jahren nicht bezahlt, und räumst den Hof.

Der alte Mann verzog die Augenbraunen, und schien etwas Hartes zu unterdrücken. „So rede du, Jakob,“ sagte er zu seinem Sohne. „Ich

gebe den Hof Dir. Vielleicht bewegt deine Jugend den gnädigen Herrn."

Weder seine Jugend, noch dein Alter. Du verlierst den Hof.

„Herr Graf, ich habe graue Haare, und es ist schrecklich, wenn ein Greis noch betteln muß. Doch wollte ich, wenn ich den da nicht hätte. Aber der soll nicht betteln! ... So rede doch, Jakob; sag' ein Wort für dich! ... Herr Graf, ich habe nie gebeten; jetzt bitte ich: lassen Sie dem jungen Menschen den Hof, stoßen Sie ihn nicht hinaus in die Welt! Mir stehen die Thränen für den Jungen in den Augen!"

Nein! sagte der Graf. Zum letzten Male: Ihr verliert den Hof.

Julie sah während der Zeit den jungen Menschen an, der mit gerunzelter Stirn, zusammen gedrückten Lippen und geballten Händen, in einer heftigen Bewegung, da stand. Jetzt lüfteten sich seine Hände sanft, die Augen wurden hell, und

über sein Gesicht ergoß sich eine reine Heiterkeit. Der Vater sah ihn an, und fragte: „Jakob, redest du denn kein Wort?" — Nein, antwortete der junge Mensch. Ich bin jetzt zufrieden. Laßt ihm den Hof, Vater; es soll Euch an nichts fehlen. Ihr habt für mich geweint; ich kann von jetzt an für Euch arbeiten, sterben, morden, wenn es seyn muß. Kommt! — Er nahm seines Vaters Hand, und führte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit aus dem Garten.

Der Graf und Julie sahen ihnen nach: jener finster, und diese mit zitternden Thränen in den schönen Augen. Der Ton des alten Mannes hatte große Wirkung auf Juliens Herz gemacht. Noch mehr aber gefiel ihr das Schweigen des Sohnes bei der ganzen Verhandlung; sie fand es sehr edel, daß er lieber den Hof verlieren, als für den Besitz desselben sprechen wollte. Der Unmuth des jungen Menschen hatte sich, als er die Thränen seines Vaters sah, in den Glanz der feierlichsten

Empfindung verwandelt. Es war nicht Zufriedenheit, was in seinem Gesichte glänzte, sondern Muth, Stärke, Kraft, überirdische Freude. Und nun das stolze Weggehen Beider, ohne Uebermuth: der Vater mit Vertrauen in seinen Sohn, der Sohn mit dem Bewußtseyn, für den Vater Alles zu vermögen! Sie fühlte, ob sie es gleich nicht deutlich wußte, eine gerührte Achtung für die beiden Landleute, und fragte den Grafen mit Thränen in den Augen: geht es denn nicht an, lieber Vater? Es scheinen so gute Menschen! — Er sagte verdrießlich: nein; und entfernte sich.

Julie ging zu dem Gärtner, der Zeuge von der Unterredung gewesen war, und sich jetzt mit Kopfschütteln auf seinen Spaten stützte. Es sind sonderbare Menschen, diese Saliers, sagte er, als Julie bei ihm stehen blieb. „Wie so?“ fragte sie.

Der alte Salier weinte, glaube ich, vorhin zum ersten Mal in seinem Leben. Er hat seine Frau und sieben Kinder begraben; aber keine

Thräne. Schon zweimal haben ihn Hagel und Viehsterben getroffen; keine Thräne. Kann ich es hindern? hat er nur gesagt. Und so war auch sein alter Vater, gerade so. Es erbt in der Familie weiter. Der Sohn ist nicht anders: redlich, arbeitsam, dienstfertig. Aber befehlen lassen sie sich nicht, und darum kommen sie hier nicht fort. Das Dorf würde sie ungern vermissen, das weiß ich; denn wenn es etwas zu reden gab, so standen die Saliers von je her an der Spitze. Sie können noch immer nicht vergessen, daß einer ihrer Vorfahren ein großer Held gewesen ist, der in Italien unter König Franz dem Ersten große Dinge gethan hat. Ob es wahr seyn mag? Sie glauben's.

Der Gärtner lös'te das Räthsel ganz richtig. Die Sage, daß einmal ein Salier Feldherr in Italien gewesen sey, hatte in der Familie dieser Landleute eine gewisse Ehrliebe, einen gewissen Stolz erhalten, der vom Vater auf den Sohn fort erbte, und sie vor allen andern Familien im Dorfe auszeichnete.

Julie fand das bei dem so edlen, so stolzen Betragen der beiden Leute nicht unwahrscheinlich. Sie befragte den Gärtner näher um ihr Unglück, und erfuhr von ihm, daß nur die Verwalter des Grafen sie weg haben wollten, weil sie diesen nicht unterthänig genug wären. Ihr fiel ein, ob sie nicht helfen könnte, und sie trug dem Gärtner auf, sich zu erkundigen, wie viel ihre Schuld betrüge.

Es waren etwa zweihundert Livres. So viel hatte Julie, und sie wollte das Geld sogleich dem Gärtner geben; der scheute sich aber, etwas damit zu thun zu haben, so sehr sie ihm auch versicherte, daß es ihr Eigenthum sey. Sollten die Leute gerettet werden, so mußte sie selbst gehen. Gegen Abend nahm sie ihre Börse, schlich durch den Garten in das Dorf, kam von hinten unbemerkt in Salier's Hütte, und sah die Thür der Stube halb geöffnet.

So eben saßen Vater und Sohn bei ihrem Abendessen. Der Vater nahm den Becher, schenk-

te ihn voll, und sagte: auf ein ruhiges Lebewohl, mein Sohn, von dieser Hütte, worin wir geboren sind, und von dem Kirchhofe, auf dem unsre Verwandten schlafen! — Der Sohn setzte hinzu, als er den Becher nahm: „dem Manne, der nach uns hier wohnt, ein ehrliches Herz, und mehr Glück, als wir hatten!" — Oder, wenn das nicht seyn kann, sagte der Alte, viel Muth, das Unglück zu ertragen! . . . Trink' aus, Jakob! Wir wollen die Flasche leeren. Es ist die letzte, denk' ich, die ich in meinem Leben trinke. So recht! Glück und Heil allen Menschen! und auch uns! Nun wollen wir noch einmal recht ruhig schlafen, und dann — morgen früh gehen wir nach dem Kirchhofe. Für heute ist es genug, Jakob. Gott gebe, daß wir einmal so ruhig aus dem Leben gehen, wie aus dieser Hütte! Bringe doch auch ein Paar Trauben! Wir wollen heute Alles genießen, was wir haben.

Jakob sprang auf, und sah auf einmal Julien

vor sich, die hoch erröthend, lächelnd, da stand, nicht wußte, wie sie ihr Geschenk anbringen sollte, und jetzt, da das Gespräch sie tief gerührt hatte, so gern ihr ganzes Vermögen mit diesen Leuten getheilt haben würde.

„Ich komme," hob sie mit ihrer sanften Stimme an; „ich komme, . . . um . . . um . . ." — Der Alte stand auf, und sagte: Sie kommen zu einer unglücklichen Stunde, gnädige Gräfin. Treten Sie doch herein. Nun standen alle Drei vor einander, und sahen sich schweigend an. Julie zog langsam die Börse hervor, und hielt sie erst dem Vater, dann dem Sohne hin. Keiner von Beiden griff zu. Was ist das? wozu soll das, gnädige Gräfin? fragte der Alte.

„Es soll," antwortete sie, noch verlegener, „es soll . . . Es ist mein, lieben Leute, und ich bringe es Euch aus gutem Herzen. Ihr sollt meinen Vater damit bezahlen, und hier bleiben, Ihr guten Menschen." (Vater und Sohn sahen ein-

ander an.) „So nehmt doch!" sagte sie mit sanft benetzten Augen; „nehmt doch!"

Der Alte schüttelte den Kopf. Gutes Kind! hob er an, und ergriff ihre Hand. — Sie glaubte, er wollte die Börse nehmen; er küßte aber die Hand, und ließ sie dann wieder los. Nehmen! sagte er; das wäre bald gethan! Aber — weiß der Herr Graf darum? — „Nein; wie sollte er!" — Darf ich ihm sagen, daß Sie uns das Geld gebracht haben? — „Behüte! er darf es nicht wissen. Aber es ist mein! gewiß, es ist mein!" — Ich darf es nicht nehmen, gute, liebe, gnädige Gräfin.

Sie hielt es jetzt dem Sohne hin: „so nehmt Ihr, lieber Salier!" Der junge Mensch drückte seine Lippen auf ihre Hand, und ließ eine dankbare Thräne darauf fallen. „Ich bitte Euch," sagte sie, macht mich so glücklich, und nehmt!" — Jakob legte die Hand feierlich auf sein Herz. Mein Leben gehört von diesem Augenblick an Ihnen; aber das Geld nehm' ich nicht.

„Ich bitte Euch, Vater,“ sagte Julie mit Thränen in den Augen, und bemühete sich, die Börse in seine Hand zu bringen; „ich bitte Euch, Jakob, nehmt!“ Der Alte faßte wieder ihre Hand. Gutes, gutes Kind! Gott segne Sie! — Jakob setzte hinzu: und gebe Ihnen Glück und Wohl! — Sie wurde ängstlich, weil Beide mit Heftigkeit sprachen und ihre Hände drückten. Endlich ließ sie die Börse fallen, rief noch: Ihr müßt nehmen! und eilte nun, wie ein gejagtes Reh, durch die Thür in den Garten, und so auf dem vorigen Wege zu dem Schlosse.

Der alte Salier nahm die Börse vom Boden auf, und legte sie schweigend auf den Tisch. Also doch noch einen Gang vor dem Schlafengehn! sagte er. Ich möchte nicht, daß sie Verdruß darüber hätte. — „Ich für mein Leben nicht!“ erwiederte der Sohn. „Gebt mir die Börse! Ich bringe sie der Mutter. Die wird eher finden, als der Vater, daß die Tochter recht that.“ — Aber die

Gräfin wird es für Hochmuth halten, daß wir das Geld nicht annehmen wollen. Der Graf wird eher finden, als die Mutter, daß wir recht thun.

Der Sohn ging auf das Schloß, ließ sich bei der Gräfin melden, und wurde in ihr Zimmer geführt. Ehrerbietig legte er die Börse auf den Tisch, und erzählte, wie er dazu gekommen war. Die Gräfin fragte lächelnd: und Ihr behieltet das Geld wohl gern? — „Nein! wer möchte gern unredlich seyn!" Die Gräfin sah ihn scharf an. Ich höre, sagte sie kalt, Ihr werdet das Dorf verlassen. Da du ein so ehrlicher Bursche bist, so hätte ich wohl Lust, dich in das Haus zu nehmen. Jakob schüttelte den Kopf. „Ich kann Alles verlassen; nur nicht meinen Vater." — Wenn ich aber deinem Vater das Geld schenkte? — Jakob erröthete. „Dann würde ich sehr glücklich seyn. Mein guter Vater! Aber ich muß mein Brod erwerben. Bedienter mag ich nicht werden; denn ich heiße Salier."

Jetzt kam Julie eilig in das Zimmer. Als sie die Börse sah, rief sie: „o, das dacht' ich! Ach, liebe Mutter . . .!" —

Die Gräfin gab dem Jünglinge die Börse, und sagte sanft: das Geld ist dein; und wenn es euch noch fehlt, so rechnet auf mich. Julie hüpfte vor Freude, und rief: „Sie bleiben hier! Nun werdet Ihr morgen früh nicht nach dem Kirchhofe gehen! Siehst du? Es war nicht die letzte Flasche Wein, die dein Vater trank! Ich freue mich, daß Ihr glücklich seyd." Sie gab Salier die Börse, reichte ihm die Hand, und wünschte ihm Glück. Der junge Mensch wollte gehen, und blieb; etwas sagen, und schwieg. Ja, gnädige Gräfin, rief er auf einmal mit bebender Stimme: ich will Ihr Bedienter seyn; Ihr und der Gräfin Julie Bedienter!

Die Gräfin nahm ihn auf der Stelle an, und befahl ihm nun, zu warten. Sie ging zu ihrem Gemahle, und erzählte ihm die Begebenheit mit

einer gewissen Begeisterung. Der Graf blieb dabei nicht kalt; er erließ den Saliers die Schuld, und die zweihundert Livres in der Börse waren noch ausserdem ein Geschenk für sie.

Am folgenden Tage trat der junge Salier seinen Dienst im Hause des Grafen an. Er zeichnete sich durch Treue, durch Diensteifer, aber auch durch Ernst, durch Freimüthigkeit aus, und wurde daher nicht ganz wie die übrigen Bedienten behandelt. Sein Anstand war so edel, sein Blick so befehlend, daß der Graf unwillkührlich von zwei Geschäften das weniger niedrige immer ihm auftrug. Niemand im Hause befahl ihm auf eben die Weise, wie den übrigen Bedienten, so trocken, so kurz ab; ein sanfter Ton milderte den Befehl, oder man gab den Grund an, warum man befahl, als: ich gebrauche es; ich habe es da liegen lassen. Wenigstens wurde ihm mit einem freundlichen Blicke befohlen. Und doch hätte jedermann gern ihn allein gebraucht; denn was er bestellen und thun sollte, wurde ordentlich

bestellt und gethan. Man wußte, daß sein freier Wille ihn zum Bedienten des Hauses gemacht hatte, und so sah man es ihm nach, daß er ausschließend nur Juliens Bedienter zu seyn glaubte. In ihrem Vorzimmer saß er, hinter ihrem Stuhle stand er bei Tische, auf ihre Blicke merkte er; jeder Andere mußte warten, wenn sie sich umsah und etwas verlangte. Und Julie befahl ihm nicht, sie bat; denn sie sah, daß er sie nicht als seine Herrschaft, sondern als seine Wohlthäterin, bediente. Nie ging sie durch das Vorzimmer, ohne ein Paar Worte mit dem guten Salier zu sprechen, sich nach dem Befinden seines Vaters zu erkundigen, oder ihm sonst etwas Gütiges zu sagen. Die meisten Geschäfte ließ sie von einem andern Bedienten verrichten; hatte sie aber Kleinigkeiten in ihrem Zimmer zu machen, wobei sie selbst helfen konnte, z. B. Kupferstiche aufzuhängen; so durfte das sonst niemand thun, als Salier. Oder wollte sie etwas haben, wozu mehr Diensteifer, als Gehorsam,

mehr Nachdenken, als bloße Willigkeit gehörte, so gebrauchte sie i h n. Durch Salier vertheilte sie ihre kleinen Wohlthaten im Dorfe; er mußte ihre Orangerie in Ordnung halten, die Lampen zu der Illumination an dem Geburtstage ihres Vaters in Stand setzen, ihr die Blumen pflücken, die sie tragen wollte, ihren zahmen Hänfling füttern, kurz, Alles besorgen, was ihr Vergnügen ausmachte; zum Schicken, zum Holen brauchte sie einen Andern. Und das that Julie, weil sie des Jünglings Dankbarkeit ehrte, weil sie sein besseres Selbstgefühl achtete.

Salier fühlte das Feine in Juliens Betragen, und wußte oft nicht, wie er ihr seine Dankbarkeit, seine Ehrfurcht genug bezeigen sollte. Er that Alles, wenn es Juliens Vergnügen galt. Ihre Lieblingsblume, die Aurikel, blühete das ganze Jahr für sie; denn Salier trieb sie den Winter hindurch im Gewächshause mit einer solchen Vorsicht, daß es ihm nie daran fehlte. Julie fand

jeden Morgen eine Aurikel auf ihrer Toilette, und an ihrem Geburtstage gewiß eine sehr seltne. Ihre Lieblingslaube war immer dicht und grün: denn Salier suchte jede Raupe, jedes Insekt ab; auch entstand rings um die Laube her ein Parterre von den wohlriechendsten Blumen aus allen Jahrszeiten. Das Hofgesinde feierte jedes Mal den Geburtstag der jungen Gräfin; und die Seele der Feier war Salier. Sie äußerte einen Wunsch; und, wenn es nur irgend in seinen Kräften stand, so war der Wunsch erfüllt, ehe sie noch die Möglichkeit denken konnte. Sie sagte einmal, als sie eine junge blühende Akazie sah, zu ihrer Mutter: ich wünschte, daß ein Paar solcher Bäume vor meinen Fenstern ständen.

Salier erröthete, als er das hörte, und hatte nun keine Ruhe mehr. Er eilte zu dem Gärtner, welcher der Aurikeln wegen schon längst sein Freund war, und that ihm den Vorschlag, bei Nacht der jungen Gräfin ein Paar blühende Akazien vor

die Fenster zu setzen. Der Gärtner machte Schwierigkeiten, und sagte: sie werden welk, sie verdorren, Salier! — „Man muß sie mit der Erde ausheben, mein Freund!" — Wie ist das möglich, Salier? — „Was ist dir unmöglich, wenn du Hülfe hast!" — Das eben, das eben! Wer wird uns helfen? — „Dafür laß mich sorgen, Gärtner!" Er sorgte wirklich dafür. Alle jungen Leute des Dorfes versammelten sich während der Nacht im Garten, und man hatte Seile, Hebel und große Kübel, die sich öffneten und schlossen. Die Akazien wurden umgraben, und die Kübel mit Melonenhebern unterlegt, um die Erde mit fort zu bringen. So hob man die Bäume, und setzte sie im stillen Triumphe vor Juliens Fenster ein. Salier zitterte vor Freude, als er sie stehen sah, als der Gärtner ihm die Hand drückte, und ihm zuflüsterte: es ist Alles gut; sie blühen fort: dafür stehe ich dir! Salier schlich sich nun leise auf Juliens Zimmer, öffnete die Fenster, bog die blühenden

Zweige in Ordnung, daß die Blüthen in die Fenster herein hingen, und legte sich dann nieder, konnte aber vor Freude nicht schlafen.

Als Julie am folgenden Morgen in das Zimmer trat, und die Akazienblüthe in die Fenster herein hangen sah, rief sie in großer Ueberraschung: Salier! Sie erinnerte sich ihres Wunsches nicht mehr, und glaubte, er hätte ihr einige Zweige an die Fenster gebunden. So wie sie aber an das Fenster trat, und die Bäume sah, fiel ihr ein, was sie gestern gewünscht hatte, und sie sagte mit herzlichem Wohlwollen: o, der gute Salier! Sie brach einen blühenden Zweig ab, und steckte ihn an die Brust, um so (sie glaubte, das sei fast noch zu wenig) dem guten Menschen ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Nun öffnete sie das Vorzimmer, trat in die Thür, und sagte mit einem frohen, beinahe zärtlichen Lächeln: guten Morgen, Salier! Er wurde über und über roth, als er den Akazienzweig an ihrer Brust erblickte.

Sie sprach weiter nicht ein Wort mit ihm über den Vorfall, wahrscheinlich weil der weibliche Instinkt sie erinnerte, daß sie nicht sagen konnte, was sie gern gesagt hätte; und weil ein kaltes: „ich danke dir, guter Salier," nicht über ihre Zunge wollte. Doch der blühende Zweig vor ihrer Brust, mit dem sie im Nachtkleide aus ihrem Zimmer trat, um guten Morgen zu sagen, war Saliers reichliche Belohnung. Er hätte sich der Gräfin zu Füßen werfen mögen, um ihr seine tiefe Ehrfurcht zu beweisen. Nie vergaß er den lieblichen Anblick, und immer, wenn er an Julien dachte, sah er sie mit dem blühenden Akazienzweige.

Seit diesem Augenblicke mischte sich in die Empfindungen, welche die beiden jungen Leute für einander hatten, etwas Zärteres. Juliens Wohlwollen für Salier wurde feiner, und darum äußerte es sich weit scheuer, als vorher, mehr in Mienen und Geberden, als in Worten. In Fällen, wo sie ehemals gesagt hätte: guter Salier,

du bist sehr brav! sah sie ihn jetzt nur freundlich und gütig an. Sie rief ihn seltner, als sonst, und hatte nie Geschäfte für ihn, wenn Gesellschaft da war, damit er nicht auch Andern aufwarten müßte. In seiner Ehrerbietung gegen sie war jetzt etwas Begeistertes: er drängte sich zu allen Diensten, die sonst Andere für ihn verrichtet hatten, studierte Juliens Mienen, so daß sie gar nichts mehr fordern durfte; that Alles, ehe sie befahl, und sprach nur mit Entzücken von seiner jungen Herrschaft.

Der Leser denke nicht etwa an Liebe. Freilich war der Stoff vorhanden, aus dem die Liebe entsteht; aber auf dem Grunde beider Herzen lag auch nicht einmal eine Ahnung dieser Leidenschaft ja selbst nichts Aehnliches. In Saliers lebhaftesten Phantasieen kam nicht ein Bild vor, das die Farbe der Liebe hatte. Es war Ehrfurcht eines Domestiken, mit reinem Wohlwollen für seine gütige Herrschaft gemischt; und Güte der Herr-

schaft gegen einen treuen, dienstfertigen Domestiken. Wäre es etwas Anders gewesen, so würde Julie ihrer Mutter, welche die Akazienbäume bemerkte, nicht gesagt haben: „die verdanke ich dem guten Salier. Er hat es möglich zu machen gewußt, meinen Wunsch zu erfüllen, so wie er alle meine Wünsche erfüllt!“ Salier würde nicht zu allen Domestiken gesagt haben: „die Gräfin Julie ist ein Engel! Ich liebe sie mehr, als mich selbst.“ Freilich bedurfte Salier nur Eines aufmunternden Blickes, damit seine Gefühle plötzlich in Liebe verwandelt würden; diesen Blick aber gab ihm Julie nicht. Wo gar keine Aussicht zum Genusse ist, da fehlt auch die Begierde; und die Phantasie ist todt, wenn nicht ein Blick voll Liebe, eine Lockung, eine ferne Hoffnung ihre Allmacht erweckt.

Salier wünschte wohl hundertmal, daß Julie ein Mann seyn möchte. „Dann,“ sagte er mit funkelnden Augen, — „dann würde ich sie lieben!“

Julie sagte zu ihrem Mädchen: „wenn du mich so liebtest, wie Salier, wie glücklich könnten wir seyn!“ Ein voller Beweis, daß die Liebe nicht im Spiele war: wie hätte sie das sonst sagen können!

Saliers Anhänglichkeit an Julien wurde mit jedem Tage fester, und trug das Gepräge seines Charakters: kalt von außen und glühend von innen. Sie ehrte ihn, den bis zur Schwärmerei ehrgeitzigen Jüngling; und seine Dankbarkeit dafür wurde Schwärmerei. „Er verdient ein besseres Loos,“ als er hat,“ sagte sie zu ihrem Vater. Salier konnte nicht schreiben, und las nicht einmal fertig. Das warf ihr Vater ein. Julie schickte ihn in ihre Bibliothek, ein Buch zu holen. Er brachte nicht das rechte. „Sieh, wenn du fertig lesen könntest,“ sagte Julie; „dann . . .“ — Salier erröthete. Seitdem saß er im Vorzimmer, und las ganze Tage. Das Ziel seines Fleißes war: Julien, ohne sich zu irren, ein Buch holen zu können.

Julie sah ihn oft mit einem Lächeln des Beifalls an, wenn er las. Er mußte ihr einmal eine Seite lang vorlesen, und sie erstaunte über seine leidenschaftliche Deklamation. „Wenn du nun auch schreiben könntest, Salier!“ sagte sie gütig. Er antwortete nicht, ließ sich aber noch an demselben Tage von dem Verwalter die Buchstaben vorschreiben, und malte sie mit dem angestrengtesten Fleiße nach, weil Julie es wünschte. Schon nach vierzehn Tagen brachte er ihr eine geschriebene Rechnung über die Wohlthaten, die er den Monat hindurch vertheilt hatte. „Das ist erstaunlich!“ sagte Julie. „Salier, was hätte aus dir werden können!“

Diese Worte entzündeten seinen Ehrgeitz, und er las, er schrieb nun noch fleißiger. Juliens Bücher, größten Theils Gedichte und Romane, gaben seinem Geiste einen höheren Schwung, und seiner Sprache eine höhere Bildung. Nun äußerte Julie gegen ihn ihre Absicht, ihm ein Aemtchen

zu verschaffen; er schwieg aber dazu. Sie fragte: „wäre dir das nicht lieb?“ Und er antwortete mit Kopfschütteln: dann könnte ich nicht mehr Ihr Bedienter seyn. — „Das kannst du ja auch nicht ewig bleiben.“ — Ich wünsche es. — „Guter Salier!“ Wem schmeichelte es nicht, sich so geliebt zu sehen! Sie sagte nie wieder etwas von ihrem Plane.

Um diese Zeit machte der Marquis Grisval Bekanntschaft in dem Hause des Grafen d'Ormesson. Er liebte Julien, sobald er sie sah, und seine Eltern hatten schon vorher eine Verbindung zwischen beiden jungen Leuten beschlossen, im Falle daß die Herzen derselben nichts dagegen hätten. Der Marquis war in der That ein angenehmer junger Mann, der sich in Paris nur lange genug aufgehalten hatte, um seine Sitten zu bilden, nicht aber, um auch sein Herz verderben zu lassen. Er fing, da er die Wünsche seiner Familie wußte, sogleich an, sich um Juliens Liebe zu bewerben.

Seine männliche Schönheit, seine Ehrfurcht, seine zärtliche Liebe mußten ihm in Kurzem die Achtung, das Vertrauen, und endlich die Liebe Juliens gewinnen. Sie wurde eine Träumerin; dann fühlte sie Unruhe; endlich sank sie an das Herz des Geliebten, und gestand ihm unter süßen Thränen, was sie fühlte. Einen Monat hindurch ließ der Graf d'Ormesson den jungen Liebenden die Freude ihres Geheimnisses; dann aber drang er darauf, daß der Marquis sich feierlich um Julien bewerben sollte. Es geschah, und Julie war nun die Braut des Marquis Grisval.

Die Verheirathung wurde noch bis auf die Beendigung eines wichtigen Prozesses verschoben, den die Familie des Marquis zu führen hatte; und so gieng in dem Hause des Grafen weiter keine Veränderung vor, als daß der Marquis von Zeit zu Zeit dahin kam, und ganze Monate in der Familie zubrachte.

Salier stimmte aufrichtig in den Wunsch des

ganzen Hauses mit ein, daß Julie durch ihre Liebe glücklich seyn möchte. Er hängte sich jetzt mit herzlicher Zuneigung an den Marquis, Juliens künftigen Gatten, und, wie er hoffte, seinen künftigen Herrn. Diese Hoffnung äußerte er geradezu; und der Marquis nahm das freiwillige Anerbieten des treuen Menschen mit Güte auf: er versicherte ihn seines Wohlwollens, und zeigte ihm in seinem Benehmen die Achtung, die Salier verdiente und die sein Ehrgeitz wünschte.

Salier wurde immer mehr der Liebling des ganzen Hauses, und zwar durch eine Begebenheit, welche seinem künftigen Schicksale wahrscheinlich die erste Richtung gab, indem sie die Empfindungen seines Herzens auf ein bestimmtes Ziel hin leitete. Julie war gefallen und hatte sich den Fuß verwundet. Ein ungeschickter Dorf-Chirurgus wollte sie heilen; er entflammte aber durch falsche Mittel die Wunde, so daß sie schmerzhaft wurde und ein leichtes Fieber veranlaßte. Noch war der

ungeschickte Mensch recht guten Muthes; Julie verschwieg ihre Schmerzen und das Verschlimmern der Wunde, um seiner zu schonen und ihm den Triumph, daß er sie geheilt habe, zu gönnen. So gingen einige Tage hin; und nun machte der Chirurgus, der nicht einmal die Wunde rein zu erhalten wußte, bedenkliche Mienen. Er schlug sein einziges Buch nach, und glaubte daraus zu sehen, daß bei der Gräfin der kalte Brand da sey. Mit diesen fürchterlichen Bildern in der Phantasie gieng er zu Julien, öffnete den Verband, zitterte, erblaßte, als er die Wunde schwarz sah, und stieß einen Schrei aus. „Was ist denn?" fragte Julie zitternd. O, ich Unglücklicher! rief der Chirurgus. Der kalte Brand! über und über der kalte Brand! Julie wurde bleich, und rief erschrocken: „so muß ich sterben!" Ihr Mädchen stürzte zu dem Grafen in das Zimmer, schrie mit zerschmetternden Tönen: Hülfe! Hülfe! es ist der kalte Brand! Die Gräfin Julie muß sterben!

Alles erstarrte. Der Vater, die Mutter und der Marquis eilten zu Julien; ihnen folgten die Domestiken, und in ihrer Mitte bleich und bebend Salier. Julie athmete kaum noch vor Angst. Der Wundarzt warf sich dem Grafen zu Füßen, versicherte seine Unschuld, und schwor, daß es kein anders Mittel gebe, die Gräfin zu retten, als ihr das Bein abzunehmen. Aber, setzte er ängstlich hinzu, es ist die höchste Zeit! Sehen Sie selbst! alles schwarz, wie mein Hut! — Der Marquis stürzte beinahe sinnlos an Juliens Bette hin. Der Vater rang in Verzweiflung die Hände. „Nach Cavaillon!“ stieß er endlich hervor. Und nun warf er sich in noch größerer Verzweiflung auf einen Stuhl, weil er einsah, daß es jetzt unmöglich seyn würde, nach Cavaillon zu kommen.

Cavaillon war die nächste Stadt, wo ein geschickter Wundarzt wohnte. Sie lag aber jenseits der Sorgue, eines kleinen unbedeutenden Flusses, der indeß zuweilen so anschwillt, und so reißend

ist, daß er alle Brücken wegreißt, und daß niemand über ihn kommen kann. — Kaum hatte der Graf den Namen „Cavaillon!" ausgerufen, so eilten der Marquis, Salier, und ein Theil der Domestiken aus dem Zimmer. Der Marquis warf sich auf ein Pferd, galopirte vom Hofe hinunter, und war zuerst an dem Ufer der reißenden Sorgue. Salier kam ihm bald nach, und die Domestiken folgten.

Der Graf blieb bei Julien, die sich schon in einigen Minuten ein wenig erholt hatte, und versprach ihr Hülfe. Jetzt sprengte der Marquis über den Hof. Liebe Julie, sagte der Vater; sey ruhig! Da jagt der brave Grisval schon hin! ... Wenn er nur über die reißende Sorgue wäre! Julie vergaß über die Gefahr, in welche ihr Geliebter sich stürzte, ihrer eigenen, und ließ sich an das Fenster bringen, weil man von da ganz bequem den tobenden Fluß übersehen konnte. So eben kam der Marquis an das Ufer, hielt still, und ritt dann

auf und nieder, um eine Stelle zu suchen, wo er am besten durchsetzen könnte. Er wagte es, einige Schritte hinein zu reiten; aber das Pferd bäumte sich.

Julie zitterte, winkte ihm, und rief seinen Namen. Sie dachte nicht daran, daß er sie nicht hören konnte: so sehr hatte sie über die Gefahr des Geliebten alle Besinnung verloren. O Gott! rief sie; wie er mich liebt! Nun will ich gern sterben! In diesem Augenblicke kamen die Bedienten zu dem Ufer, mit Salier an ihrer Spitze. Es war ein furchtbarer Anblick, wie die Sorgue schäumend, brüllend, in hohen Wellen daher schoß, große Bäume mit sich fortriß, und jetzt die Wurzeln, dann die Zweige in die Höhe hob und über sich her stürzte; wie sie von Vauclûse ungeheure Felsen mit donnerndem Geprassel zwischen ihre Verwüstung vor sich hin wälzte. Nein, rief der Vater, von dem Anblicke erschreckt; es ist unmöglich! und in diesem Augenblicke stürzte sich Salier

in den Fluß. „Salier!“ rief Julie, bleich vor Schrecken; denn sie sah ihn nicht mehr. „O, die treue Seele!“ rief sie mit brechender Stimme.

Nach einiger Zeit kam der treue Salier am andern Ufer wieder zum Vorschein, und flog den Weg nach Cavaillon zu, als ob er dem Tode entlaufen wollte. Cavaillon war in der That der einzige Ort, wohin man schicken konnte; denn die Dûrance war eben so reißend, als die Sorgue, und zwischen beiden Flüssen lag nicht eine einzige Stadt, worin ein Wundarzt wohnte. O Julie! sagte der Vater; jetzt zweifle ich nicht an Hülfe. Nur ein Wunder hat Salier gerettet. Daraus sehe ich, daß Gott dich mir erhalten will. — Für das Ueberkommen des Arztes war man weniger besorgt; denn selten tobte die Sorgue länger als einige Stunden, da ihre Quelle nicht weit von hier war.

Der Marquis kam endlich, erzürnt über seine Unentschlossenheit, wieder zurück. Julie schloß

ihn mit Freudenthränen in ihre Arme, und er versicherte hundertmal, daß er für sie sterben wolle.

Der Graf machte Anstalten, daß der Wundarzt, wenn er käme, herüber könnte. Gegen Abend zeigte sich ein Wagen auf dem Wege von Cavaillon, und Alles eilte an die Fenster. Die Sorgue tobte noch immer; doch war die größte Gefahr vorüber. Salier, den man sogleich erkannte, führte den Wundarzt an das Ufer, und die Leute des Grafen brachten mit großer Anstrengung einen Kahn hinüber. Man sah, daß der Mann sich weigerte, in den Kahn zu treten. Die Leute des Grafen umringten ihn, und baten, er möchte helfen. Als er noch immer nicht wollte, fiel Salier vor ihm auf die Kniee. Julien stiegen bei diesem Anblick Thränen in die Augen, und sie sagte: „o Gott! ließe er sich doch bewegen, mich zu retten!“ Der Arzt war unerschütterlich, und gieng sogar zu dem Wagen zurück. Als er schon den Fuß in den Tritt setzte, umfaßte ihn Salier, der nicht von seiner

Seite gewichen war, hob ihn auf, und trug ihn, trotz seinem Sträuben, in den Kahn, der nun sogleich vom Lande abstieß.

Der Wundarzt lag auf den Knieen, und schien sich zum Tode zu bereiten; Salier stand in dem Vordertheile des Kahnes, und lenkte ihn mit der größten Anstrengung durch Bäume und Felsenstücke. Sie kamen glücklich an das diesseitige Ufer; und sobald der Wundarzt auf festem Boden stand, schlug er mit großer Heftigkeit auf Salier los. Der ehrgeitzige Jüngling ließ sich ruhig schlagen, und zog den Mann nur gegen das Dorf zu.

Alles gieng dem Wundarzte entgegen, der scheltend und fluchend an Saliers Arm die Treppe herauf kam. Salier sagte: „lieber Herr, eilen Sie nur! Sie sollen mich nachher schlagen, so viel und so lange Sie wollen!“ Der Mann wurde in das Zimmer geführt, und fragte mürrisch: wo ist die Kranke? Julie hielt ihm den Fuß hin, und er nahm den Verband ab. O, lieber Herr, fragte

die Mutter schluchzend; wird sie gerettet? Ach Gott! muß ihr der Fuß abgenommen werden? — Der Mann schüttelte den Kopf, wusch die Wunde aus, und besah sie. Alles im Zimmer jammerte still bei seinem fürchterlichen Kopfschütteln. Endlich schlug er ein helles Gelächter auf, und rief: ich und dieser unbändige Narr (auf Salier zeigend), wir sind in Todesgefahr gewesen; und — die Gräfin ist in zweimal vier und zwanzig Stunden kurirt, ohne auch nur eine Zehe zu verlieren! Alles fiel dem Arzte um den Hals, und jauchzte vor Freude. Man erzählte ihm die Begebenheit. Der Dorf-Chirurgus wurde gerufen und erhielt von ihm eine derbe Ohrfeige, mit der Warnung: kein ander Mal stürzet nicht durch Eure Unwissenheit Menschen in Todesgefahr! Der arme Mann glaubte noch immer, es sey von der Gräfin Julie die Rede, und nahm sehr rührend von ihr Abschied; aber ein allgemeines Gelächter brachte ihn aus seinem Irrthum.

Die Domestiken verließen nun das Zimmer. In der Angst, und dem Taumel der Freude war Salier gänzlich vergessen worden; nur Julie hatte ein Paar freundliche, dankbare Blicke auf ihn geworfen, die ihm die reichlichste Belohnung gaben. Als der Taumel der Freude sich endlich gelegt hatte, fiel zuerst dem Marquis der edle Jüngling ein, und er rief auf einmal: Salier! der treue großmüthige Mensch! O, sage Niemand, der Arme sey keiner Großmuth fähig! Wir verstehen es nur nicht, sie zu belohnen! — Er ging hinaus, suchte Salier, reichte ihm die Hand, und sagte: ich danke dir für deinen wahren Edelmuth. Rechne auf meine Freundschaft, und nimm diese Börse! — Salier schob die Börse zurück, und sein Auge wurde finster. Nimm doch! wiederholte der Marquis. „Mein Leben," erwiederte Salier, „ist nicht für Geld feil. Ich bin belohnt durch das Bewußtseyn, daß ich die Gräfin habe retten wollen." Keine Ueberredung konnte ihn dahin brin-

gen, die Börse zu nehmen. Auch der Graf bot ihm eine Belohnung an, er fühlte sich aber dadurch beleidigt, und schlug sie mit einer Art von Unwillen aus. Am folgenden Morgen brachte er Julien den Kaffee in ihr Zimmer. Sie lag noch im Bette, da sie durch die gewaltsamen Empfindungen am vorigen Tage ermattet war. Er setzte schweigend das Kaffebret hin, und zitterte, weil er besorgte, daß auch sie ihm Geld anbieten würde.

Als er nicht aufblickte, rief Julie mit sanfter Stimme: „Salier!" und reichte ihm die Hand. Er zitterte noch stärker, nahm die Hand, und beugte sich ehrerbietig. „Salier," sagte sie gerührt; „du bist ein edler Mensch! Es geht mir sehr nahe, daß ein so sonderbarer Irrthum dir hätte das Leben kosten können. Ich weiß, du freuest dich, daß ich nicht in Gefahr bin; aber ich wünschte, guter Salier, ... ja, ich wünschte, daß die Gefahr größer wäre, damit du die Freude hättest,

mich gerettet zu haben! ... Ich kann dich mit weiter nichts belohnen," fuhr sie gerührt und herzlich fort, „als mit der Versicherung, daß ich dich lieb habe, daß ich Theil an deinem Glücke nehme. Gebe Gott, daß ich dir es einmal beweisen kann!"

Wenn ich nur bei Ihnen bleiben darf! antwortete Salier leise.

„Das? nur das?" sagte sie, freundlich lächelnd und bewegt. „Das sollst du! bei mir bleiben, so lange ich lebe! Gewiß, Salier ich habe dich sehr lieb, recht sehr!" Die Thränen drangen häufiger aus ihren schönen Augen, und sie konnte die letzten Worte vor Weinen kaum aussprechen. „Schenke mir eine Tasse ein," sagte sie noch. Das that er mit zitternden Händen; dann verließ er, ohne etwas zu sagen, und tief gerührt, das Zimmer. Er fühlte sich von Julien belohnt; sie hatte ihm kein Geld angeboten.

In dieser Stunde der Rührung dachte Julie mit einer unangenehmen Empfindung daran, daß

der Marquis weniger für sie gethan hatte, als Salier. Sie scherzte mit ihm darüber; aber dennoch drückte sich Saliers edelmüthige Treue immer tiefer in ihre Seele. Sie fühlte das größte Vertrauen zu ihm, und es that ihr wohl, daß es sein Wunsch war, bei ihr zu bleiben. Ihre Liebe zu dem Marquis vertilgte indeß den widrigen Eindruck, den die Vergleichung zwischen seinem und Saliers Benehmen bei ihr gemacht hatte. Sie wurde wieder sehr glücklich in dem Besitze ihres Geliebten und des treuen Salier.

Bei Salier nahm die Phantasie einen andern Gang, und zwar durch eine ganz zufällige Veranlassung. Die Domestiken des Hauses sprachen viel über die Begebenheit. Als du in das Wasser sprangest, sagte einer, da glaubte ich, es wäre der Marquis. Ich rief: Gott erbarme sich! nun sind die Brautleute Beide verlohren! Und nun sah ich, daß der Herr Marquis noch ganz trocken am Ufer stand.

Unter uns, sagte der Jäger; für den Bräutigam hätte sich der Sprung in's Wasser wohl besser geschickt, als für dich! Sieh, Salier, die Gräfin ist nur deine Herrschaft, und du sprangest für sie in den Tod. Was würdest du erst für eine Braut gethan haben?

„Da hätte ich mich vielleicht besonnen,“ sagte Salier. „Ich glaube, das kann ich nur für unsere gute Gräfin.“

Ja, das wohl! Aber wenn nun die Gräfin deine Braut wäre? Das mein' ich. Wenn du an der Stelle des Marquis gewesen wärest? das mein' ich!

„Wenn die Gräfin Julie meine Braut wäre?“ wiederholte Salier langsam; „dann spränge ich in die Hölle.“

Nun ja! Darum sag' ich: der Marquis hat die Gräfin nicht halb so lieb, als du sie haben würdest, wenn sie deine Braut wäre.

Salier wendete sich ab, und murmelte vor sich:

„Wenn sie deine Braut wäre!" Da stand Julie in ihrem Morgenanzuge, mit der Akazienblüthe an der Brust, vor seiner Phantasie, und bot ihm den Zweig, wie sie ihm diesen Morgen die Hand geboten hatte. Aber nicht lange, so war die Gestalt verschwunden, und er sah in Julien wieder die Gräfin, seine Herrschaft. Nur wie in einem Blitze erschien seiner Phantasie dieses Bild; keine Hoffnung, nicht die kleinste, konnte es erhalten, und seine Liebe verging schon im Entstehen.

Jetzt hefteten sich aber seine Gedanken desto fester auf den Marquis. „Nein," dachte er: „der liebt sie nicht; sonst würde er so wenig wie ich gesehen haben, daß die Wellen tobten. Er liebt sie nicht, und die Gräfin wird unglücklich seyn!" Nur dieses Bild hielt er fest, und mahlte es weiter aus. Er machte nicht den geringsten Anspruch auf Julien; aber — Grisval war ihrer nicht werth. Eine finstre Wolke hing auf seiner Stirn, wenn der Marquis seinen Arm um Julien schlug; er zog

die Augenbraunen zusammen, so oft er das Wort Liebe aus dessen Munde hörte.

So wie er Julien für unglücklich hielt, fühlte er auch, daß er sie durch sein Herz mehr verdiente, als Grisval, und daß er mehr für Julien thun könnte, als dieser. Nun entstand eine seltsame Eifersucht in seiner Seele: niemand sollte die gute und schöne Julie besitzen, als wer Alles für sie zu thun im Stande wäre. An sich selbst dachte er nicht. Die Liebe drang durch einen ungewöhnlichen Eingang in sein Herz.

Salier war ohnehin selten heiter; aber jetzt lag eine wirkliche Schwermuth auf seinem Gesichte, die Julien bald merklich wurde. Sie sah, daß sein Blick oft dunkel und vielbedeutend auf ihr hing, und daß seine vorige Freundlichkeit gegen den Marquis sich in eine auffallende Kälte verwandelt hatte. Als sie einmal mit ihm darüber sprach, antwortete er stockend und mit dunklen Blicken so viel als gar nichts; und als sie ihn fragte: ich habe

dich doch nicht beleidigt? da blitzte sein Auge auf. „Sie?“ sagte er, und legte in großer Bewegung die Hand auf sein Herz. „Sie sind so gut, so gut!“ —

Der arme Salier, dachte sie mit Kopfschütteln, ist nicht glücklich! Es flog ihr ein dunkler Gedanke über die Ursache seiner Traurigkeit durch den Kopf; sie machte ihn aber vorsetzlich nicht hell, weil sie auf den guten Menschen, der so viel für sie gethan hatte, nicht gern böse werden wollte.

Niemand im Hause beschäftigte sich mit diesen Kleinigkeiten, als Julie zuweilen, und Salier immer; denn die Blicke der Uebrigen waren auf die furchtbare Begebenheit gerichtet, welche Frankreich verwüstet und dem menschlichen Geschlechte so viel Blut gekostet hat. Die Revolution war ausgebrochen, der König gefangen genommen, und die alte Monarchie für eine Republik erklärt. Jetzt wurde besonders das südliche Frankreich der Schauplatz blutiger Verbrechen. Avignon, Aix,

Marseille hatten ihre Mörder schon, die aber bald nicht mehr Schlachtopfer genug in den Städten fanden, und nun auch auf dem Lande morden und plündern wollten.

Der Graf d'Ormesson galt in seiner ganzen Gegend allgemein für patriotisch, da er große Aufopferungen für sein Vaterland gemacht hatte. Jetzt bekam er aber aus Marseille einen Brief, der ihm sagte, daß sein Name mit in dem Verzeichnisse der Geächteten stände. Er wurde durch diese Nachricht erschüttert, und der Marquis schlug ihm nun vor, sich mit seiner Familie nach Italien zu retten. Die strengen Gesetze gegen die Auswanderer hielten den Grafen zurück. Nein, sagte er; ich bin zu alt, um zu zittern, und zu stolz, um zu betteln. Sie mögen mich hier tödten! Mein Tod wird doch meiner Familie ihr Vermögen sichern.

Die arme Julie jammerte; sie sah ihre Eltern und sich selbst schon unter den Säbeln der Mörder,

und beschwor ihren Vater, sich zu retten. Niemand bat den Grafen dringender, zu fliehen, als Salier; und niemand hatte mehr Muth, als er, sobald der Entschluß, zu bleiben, gefaßt war. Er versicherte Julien mit einem finsteren Blicke: „so lange ich lebe, soll niemand Ihren Vater anrühren!“

Salier war im Grunde der einzige Thätige. Er ging im Dorfe umher, sprach mit den Einwohnern von den Wohlthaten, von der Menschlichkeit Juliens, bereitete sie auf einen Besuch der grausamen Mörder vor, hauchte ihnen allen seinen Muth ein, und erstickte jede Anmaßung einiger unruhigen Köpfe schon im Entstehen. Sein Vater half ihm dabei, und der Graf freuete sich jetzt, daß er den alten Mann nicht aus dem Dorfe vertrieben hatte.

Es hing eine dumpfe, wortlose, traurige Stille über der Familie. Der Marquis versicherte Julien oft, daß er für sie sterben würde; und sie schlang

zur Belohnung den schönen Arm um seinen Nacken. Jetzt stahlen sich Abgeschickte der Mörder in das Dorf, und hielten Reden, um die Einwohner gegen den Grafen aufzuhetzen. Lange vereitelten Salier und sein Vater die Bemühungen der Bösewichter; doch endlich gelang es diesen, einige Leute im Dorfe durch die Bilder der Plünderung zu gewinnen. Schon fing man an, den Grafen zuweilen einen Tyrannen zu schelten; es entstand im Dorfe Zwietracht, und die Aussichten wurden trüber. Die Redlichen im Dorfe waren unter Saliers Anführung bisher noch immer die Mächtigern; jetzt aber lachte eine schreckliche Freude aus den Gesichtern der Andern, besonders der Emissarien: denn sie konnten die nahe Ankunft der Blutsäufer aus Avignon erwarten.

Salier machte noch einen Versuch, die Einwohner des Dorfes zusammen zu halten, und für den Grafen zu reden; aber es kam zu einem Gezänke. Einer der Abgeschickten zog den Säbel,

und würde ihm den Kopf gespalten haben, wenn er nicht betrunken gewesen wäre. Salier warf ihn nieder, und rief die andern Redlichen zum Beistand auf; doch man half ihm mehr mit Entschuldigungen, als durch muthiges Handeln. Er ging blutend nach Hause; denn der Säbel hatte ihm den Arm gestreift.

Der Graf kam ihm entgegen. Was ist dir, Salier? — „Mir nichts. Aber, Herr Graf, das Dorf fängt an zu wanken. Die Blutsäufer erhalten die Oberhand; es ist auf Sie abgesehen. Die Gefahr ist näher, als Sie denken. Ich bitte, retten Sie Ihre Tochter und Ihre Gemahlin. Sie sind nicht eine Stunde mehr sicher.“ — Wohin aber Salier? wohin, mein Freund? — „Wir haben zwei Wege: nach Osten zu, in das Gebirge, durch Nizza nach Italien; oder über die Rhone nach Uzes, wo noch Alles ruhig ist.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Salier sprach, zog die ganze Familie herbei, die sich nun mit ihm

im Bitten vereinigte. Ich habe ja, sagte der Graf von der Municipalität in Avignon ein Zeugniß meines Patriotismus! Salier zuckte die Achseln, und blickte gen Himmel. Während sie noch so mit einander sprachen, kam der alte Salier leise, und sagte zitternd: ich bitte, eilen Sie fortzukommen; sonst werden Sie diese Nacht ermordet! Eine Bande blutgieriger Menschen wird noch diesen Abend hier seyn. Man will das Schloß umringen, damit Sie nicht entfliehen sollen. Ich gehe, um nicht verdächtig zu werden. Jakob, du bleibst doch bei ihnen? — Der Sohn bejahete. — So leb wohl, mein Sohn. Ich will thun, was ich kann!

Nun trug der Graf nicht länger Bedenken, zu fliehen. Weißt du Mittel, sagte er zu Salier, so rette uns! Salier eilte, ohne erst zu antworten, hinunter, verschloß die Thüren, und verrammelte sie mit Balken und Steinen. Hinter dem Hause weg floß die Dürance, über welche oben im Dorfe eine Brücke führte. Salier ließ alle Hunde los;

auch stellte er einige Domestiken an die Mauer, und gab ihnen den Auftrag, von Zeit zu Zeit eine Flinte abzuschießen, und das Thor nicht zu öffnen. Er bepackte sich mit Lebensmitteln, baarem Gelde und allen Edelsteinen. Dann führte er die zitternde Familie durch den Garten an die jetzt seichte Dürance, und sagte: „hier ist unser Weg! Nur muthig!" Er umfaßte Julien, hob sie auf, und trug sie vorsichtig durch den Fluß. Eben so die Gräfin. Dann führte er den alten Grafen hindurch, und zuletzt den Marquis.

Jetzt (es war schon finster) holte er auch das Gepäck, und vertheilte es unter die drei Männer. Kaum war das geschehen, so hörten sie schon hinter sich ein fürchterliches Geschrei, eine Menge Flintenschüsse, und ein heftiges Stoßen an die Thore des Schlosses. Da sind die Mörder! rief Julie, und schlug die Arme um Salier. „Fürchten Sie nichts!" erwiederte er, und drückte Julien mit froher Begeisterung an sich.

Sie eilten in ein Gehölz. Hier zündete Salier eine Blendlaterne an, öffnete ein großes Paket, und gab Allen Bauerkleider, die sie mit ihren eignen vertauschen mußten. Er verbarg die besseren Kleider in einen hohlen Baum, und ging dann mit der Blendlaterne weiter. Aber wohin führst du uns? fragte der Marquis. — „In Sicherheit!" antwortete Salier kalt. Jener bestand darauf, nach Digne zu gehen, wo er Verwandte habe. Salier sagte: „da weiß ich keine Sicherheit; die haben Sie aber, wohin ich Sie führe." Der Marquis flüsterte Julien zu: es ist unbesonnen, uns der Rechtschaffenheit eines gemeinen Menschen anzuvertrauen! „O," sagte Julie; für seine Rechtschaffenheit stehe ich mit meinem Leben!"

Man ging traurig und schweigend weiter. An einem Kreuzwege blieb Salier stehen, hustete, und bekam von einer Stimme Antwort. Es war ein junger Bauer aus dem Dorfe, der ihm erzählte: die Blutsäufer sind da. Dein Vater ist gefangen.

Sie wollen ihn ermorden, wenn du nicht zurückkommst und den Aufenthalt des Grafen entdeckst. Das Schloß ist geplündert. Sie haben ein Todesurtheil mitgebracht; die Municipalität in Marseille hat es unterschrieben. — „O, mein Vater!" rief Salier im tiefsten Schmerze. — Siehst du, wie sie suchen? (Man sah jenseits des Flusses Fackeln im Felde.) Hierher wird niemand kommen; denn die Brücke war besetzt, und die Furt am Garten kennt man nicht. Aber eile! was soll ich deinem Vater sagen?

„Sag' ihm, . . . sag' ihm, . . . daß ich ihn retten werde, sobald die Gräfin Julie in Sicherheit ist! . . . Lassen Sie uns eilen!"

Der Marquis ging mit dem Grafen hinten nach. Wir vertrauen unser Leben einem Menschen, der seinen Vater retten kann, wenn er uns verräth! — Marquis, er hat sein Leben schon einmal für Julien gewagt. Wem könnte ich mehr trauen, als eben ihm?

Salier trieb, zu eilen; denn die Fackeln im Felde näherten sich. Man sah schon ganz deutlich, daß sie über die Brücke kamen, und konnte schon die Stimmen unterscheiden, die einander zuriefen. Die Fliehenden wurden immer ängstlicher. Aber, Salier, fragte der Marquis verdrießlich: worauf stützt sich unsre Sicherheit? — Er antwortete kalt: „auf mich!"

Das Geschrei im Felde kam näher. Salier blieb stehen, und sagte zu dem Marquis: wollen Sie nicht jene Fackeln ein wenig irre leiten? Sie gehen hier am Bache hinauf, bis Sie hinter den Fackeln sind. Dann rufen Sie, so laut Sie können: hier! hier! Es lebe die Republik! So ziehen Sie die Fackeln über den Bach, und geben ihnen, auf dem Wege nach Digne zu, eine falsche Richtung. Wir bleiben noch eine Stunde an diesem Bache: da, wo er den einzigen Sturz hat, treffen wir die Avignoner Straße; und auf der geht es fort. Sie können uns nicht verfehlen. Ich

muß das Gepäck tragen, und führen." Der Marquis zögerte. Und wenn sie mich verfolgten, und ertappten! In der That, du giebst mir da eine gefährliche Rolle! — „Julien zu retten!" erwiederte Salier kalt. Er warf die Pakete ab, sagte dem Grafen den Weg, und lief an dem Bache zurück. Der Marquis trug das eine Paket, der Graf das andere; und Alle gingen weiter, jetzt ängstlicher als vorher, weil Salier nicht mehr bei ihnen war. Endlich hörten sie einige Pistolenschüsse; auch sahen sie, daß die Fackeln sich in einer ganz entgegengesetzten Richtung entfernten und alle auf Einem Punkte verschwanden. Salier hatte seine Absicht glücklich erreicht, und nach einer Stunde war er keuchend wieder bei seinen Gefährten. (Julie hatte nicht geschwind gehen wollen, damit der gute Salier sie desto eher einholen könnte).

Jetzt kamen die Wanderer an ein Dorf, worin ein Freund des Marquis, der ehemalige Gutsherr, wohnte. Salier bog von der Landstraße ab, so-

bald er die Laterne der Nationalgarden sah, die am Eingange wachten, um die Pässe abzufordern. Der Marquis drang darauf, er wolle durch einige Gärten in das Dorf zu seinem Freunde. „Und uns verrathen?“ sagte Salier trocken. — Verrathen? erwiederte der Marquis. Hast du allein ein Herz? — „Nein,“ antwortete Salier; „aber ich kenne die Umstände besser, als Sie.“ Der Marquis zankte, und nahm wirklich die ganze Familie des Grafen für seine Meinung ein. Es wurde beschlossen, durch die Gärten in das Dorf zu gehen, um doch wenigstens ein Paar Pferde für die Damen zu bekommen. Salier gab endlich nach; doch bestand er darauf: der Marquis und er müßten voran; der Graf und seine Familie sollten langsam folgen. Auf den Fall, daß sie Lärmen hörten, sagte er ihnen, welchen Weg sie zu nehmen hätten.

Der Marquis und Salier näherten sich jetzt leise den Hecken. Ein Paar Stimmen riefen ihnen

entgegen: werda! Der Marquis schwieg. Salier antwortete: „Patrioten, die den Weg verlohren haben.“ — Heran hier, die Pässe her! erwiederte die Stimme. — Geschwind zurück! flüsterte der Marquis zitternd. — „Nein! wir verrathen den Grafen!“ sagte Salier, aber der Marquis war schon auf der Flucht. Garden! rief die Stimme: hier! Feinde des Vaterlandes! Auswanderer! heran! zu den Waffen! — Der Marquis floh zu dem Grafen. Salier ging langsamer nach der entgegengesetzten Seite, und sprach ganz laut mit zwei Stimmen. Er wurde verfolgt, zog die Garden weit genug hinter sich her, und kehrte dann durch Umwege zu dem Grafen zurück.

Warum folgtest du mir nicht? fragte der Marquis. — „Um die Gefahr nicht hierher zu ziehen. Man sucht uns jetzt auf dem Wege, den wir gekommen sind. Lassen Sie uns eilen! Bald sind wir in Sicherheit.“ Du guter, edler Mensch! sagte Julie, und drückte ihm die Hand, als sie den

Zusammenhang erfuhr. Der Marquis ging unzufrieden weiter.

Mit dem Anbruche des Morgens stießen sie, als sie aus dem Wege links an die Sorgue bogen, auf vier Nationalgarden, die an einem Gebüsche saßen, um die Landstraße zu beobachten. Halt! riefen diese. Bürger! woher? — Die Andern zitterten; Salier antwortete ruhig: „von Sisteron! Patrioten, von den Royalisten vertrieben. Wir gehen nach Avignon, um uns zu rächen. Hole der Teufel die Royalisten!“ — Zeigt eure Päße! „Päße, Kamerad? Wir danken Gott, daß wir das Leben behalten haben. In Avignon soll man uns Päße geben.“

Ein Garde faßte den Grafen: So müßt ihr nach Avignon! Ihr seht mir aber nicht aus, wie Landleute. Was habt Ihr da? Laßt sehen! — Salier riß dem Einen den Säbel aus der Scheide, und den andern rennte er mit einem Stoße zu Boden. „Den Weg fort!“ rief er dem

Grafen zu, als die beiden andern Garden die Säbel zogen. Julie und ihre Mutter flohen den bezeichneten Weg, und der Graf folgte ihnen nach. Ein Garde traf Saliern mit einer Pike auf den Kopf; dieser aber schlug um sich, wie ein Löwe. Der zweite Garde griff ihn, und die beiden übrigen den Marquis an. Als dieser zu dem Grafen floh, wurde er verfolgt, und der Eine schoß mit einem Terzerole nach ihm. Der Graf verlohr die Besinnung, hörte hinter sich rufen: stoß die alte Bestie nieder und lief dennoch weiter. In diesem Augenblicke kam Salier schnell wie ein Pfeil daher, mit einem Garden hinter sich. „Lumpengesindel!" rief er, und schlug den Einen, der den schwachen Grafen schon gefaßt hatte, nieder. „Lumpengesindel!" rief er noch einmal, und traf den andern so kräftig in die Schulter, daß er heulend davon lief. Der vierte blieb stehen, als er seine Kameraden so übel bewillkommen sah. „Den Berg hinauf!" rief Salier dem Grafen zu, stürzte dem

vierten entgegen, und verjagte ihn. Nach einer Viertelstunde kam er im Triumph mit dem Gepäcke nach, das er vorher abgeworfen hatte. Nun ging es rasch über die schöne Ebene von Lille. Der Marquis aber hatte sich in die Gebüsche verloren, und ließ sich nicht wieder sehen.

Mit dem ersten Blicke der Sonne standen sie vor einem Thale, das auf allen Seiten von einem Bergrücken eingefaßt war, und in dessen Grunde die Sorgue mit ihrem hellen, reinen Wasser floß. Salier rief: „Gott Lob! wir sind gerettet!" Er führte die ermattete, unglückliche Familie einen engen und steinigen Weg in die Höhe. Der Pfad wurde immer rauher, die Gegend dürrer und öder; ungeheure Felsstücke hingen über ihnen, und weiße Klippen, mit ein wenig Moos bewachsen, machten die Gegend furchtbar erhaben. Saliers Ausruf: „wir sind gerettet!" hatte der Familie neue Hoffnung gegeben, aber mit ihr auch das Gefühl ihrer erschöpften Kräfte. Sie setzten

sich zwischen die Felsen. Salier packte Lebensmittel aus, blieb stehen, und wollte bedienen. Der Graf aber sagte gerührt: hierher setze dich! Du gehörest jetzt zu meiner Familie. — Julie sah ihren Retter sanft lächelnd an, und rückte näher an ihren Vater, damit er Platz bekäme. Salier erröthete, und setzte sich mit pochendem Herzen neben ihr nieder. Man mußte aus der Flasche trinken; Julie gab sie Saliern, als sie getrunken hatte. Er nahm nur ein Paar Tropfen, um den Vorrath zu sparen; sie bemerkte es, und es stiegen Thränen in ihre Augen. „Ich bitte dich,“ Salier, sagte sie, und reichte ihm die Flasche hin; „sey nicht besser, als wir! Trinke mehr!“

Nun standen sie wieder auf, um weiter zu gehen. Salier führte Julien; der Graf seine Gattin. Julie, in ihren Bauerkleidern, war dem Jünglinge nicht mehr die Gräfin; er sah sie dreister an als sonst, und in seiner Brust erhob sich jetzt der nie gefühlte Wunsch, sie einmal an seine Brust

drücken, einmal ihre rothen Lippen küssen zu dürfen. Jetzt drang die Liebe durch tausend Pforten in sein eröffnetes Herz. Seine Pulse flogen; sein Arm, in welchen Julie ihre Hand gelegt hatte, zitterte. Er vergaß ihr Schicksal, und hätte gern triumphirend ausrufen mögen: o, wie glücklich bin ich!

Nun stiegen sie zwischen steilen, hohen Klippen hinan, und standen endlich vor einer ungeheuren Höhle, welche die Natur in einem Felsen gebildet hat, und aus der die Sorgue ihr helles Wasser hervorgießt. „Die Quelle von Vauclüse!“ rief Julie; „nicht wahr?“ — Salier bejahte es. Sie gingen in die Grotte, und waren bald von einer fast nächtlichen Finsterniß umgeben. Salier zündete seine Laterne an, und führte die Familie weiter in eine kleinere Grotte. „Hier,“ sagte er, „ist Ihre Wohnung, bis ich einen Kahn habe, um uns weiter zu bringen.“ Alle besahen mit Schaudern den dunkeln Aufenthalt, worin sie woh-

nen sollten, und dann auch die zweite Grotte, in deren Mitte die reiche Quelle der Sorgue sich so sanft erhebt.

Salier packte die Lebensmittel aus, und setzte sie in die Felslöcher der Grotte. Der Gräf und seine Familie saßen in schweigendem Gram um die Quelle her, am Rande des Wasserbeckens; und Salier zeigte ihnen einen Winkel, wohin sie sich verbergen könnten, wenn ja irgend jemand kommen sollte: eine Vertiefung hinten im Felsen, in welche man ganz leicht hinab steigen konnte. Nun ging er weg, um Anstalten zur Bequemlichkeit zu treffen. Schon in einigen Stunden hatte er von den benachbarten Wiesen so viel Heu zusammen geholt, daß er weiche Lager davon bereiten konnte.

Alle baten ihn, auszuruhen; doch vergebens: er ging wieder, und brachte Töpfe, eine Schüssel, Teller und ein Paar Decken, die er in dem Dorfe Vauclüse gekauft hatte. Nun holte er Wasser, weil die Quelle zum Trinken nicht taugt. Auf

diese Weise sorgte er für alles Nothwendige, und war unerschöpflich in Erfindungen, die Bequemlichkeiten anzuschaffen, die in einer solchen Lage zu bekommen waren.

So wie er alles Nöthige beisammen hatte, zündete er Feuer an, und Julie half ihm. Als sie Beide sich an dem kleinen Herde beschäftigten, als dann Julie ihn die Suppe kosten ließ, und nach ihm selbst kostete — da war er so glücklich, daß er mit keinem Könige getauscht haben würde. Gegen Abend verließ er die Familie, versprach aber, in vier und zwanzig Stunden wieder da zu seyn. Die Geretteten priesen noch lange mit Rührung seinen Edelmuth, und legten sich dann zum Schlafen nieder.

Der folgende Tag verging ihnen unter Trauren und Zagen. Sie bebten bei jedem Geräusch, und Julie sagte sehr oft: „O, wenn doch Salier erst wieder zurück wäre!" Alle fühlten, daß sie ohne diesen Menschen von geringem Stande zu

keine Rettung hoffen konnten; aber es verging eine Stunde nach der andern. Der Graf fragte mit Unruhe: wo mag er doch bleiben! Die Gräfin war ängstlicher; sie sagte: wenn er gefangen wäre! Und so wie sie die Folgen dieses Unglücks überdachte, warf sie sich trostlos, und mit einem Schrei, ihrem Manne in die Arme.

Auch Julie übersann die Folgen, und sah bald ein, daß sie und ihre Eltern ohne Rettung verlohren wären, wenn Salier nicht wieder käme. Sie verließ die Höhle, um zu sehen, ob sie ihn nicht entdecken könnte. Als sie um den Felsen hervor bog und auf eine Erhöhung treten wollte, stand Salier, wieder schwer bepackt, vor ihr. Ihre Freude war nun so groß, daß sie Alles vergaß, ihm entgegen eilte, die Arme um ihn schlang, und ihn mit dem Ausruf: „Gott Lob, Salier, daß du wieder da bist!" an ihre Brust drückte. Er umfaßte sie heftig, und hielt sie, wie betäubt, lange in seinen zitternden Armen. Sie weinte, machte

sich endlich mit Aengstlichkeit aus seinen Armen los, und ging zu der Grotte. Er folgte ihr schweigend, beinahe taumelnd und fühlte den schärfsten Schmerz, zugleich mit dem seligsten Entzücken: sein Vater war ermordet; und Julie hatte ihn an ihre Brust gedrückt! Gedankenlos trat er in die Höhle, blieb mit seiner schweren Last im Eingange stehen, und starrte, ohne zu sprechen, nur die schöne Julie an, die in der Dämmerung vor ihm stand.

Erst, als der Graf ihn anredete, besann er sich wieder. Man aß und trank von dem, was er mitgebracht hatte, und Julie bot auch ihm an. Er schüttelte aber schweigend den Kopf, und fing endlich an zu schluchzen. Als man die Ursache seiner Betrübniß zu wissen verlangte, sagte er zitternd: „mein Vater ist ermordet! Ich habe ihn sterben sehen, ach! und durfte ihn nicht retten! Ihr Leben war der Preis des seinigen!“ Er warf sich auf den Boden nieder, und war außer sich. — Sind wir dann sicher? fragte der Graf nach einer Pause.

Salier schwieg eine Weile, und sagte dann mit Bitterkeit: „es kostet mir ja meinen Vater, daß Sie sicher sind!“

Diese Worte sprach er mit einem so seltsamen Accent, daß Julie ihr ganzes Herz davon erschüttert fühlte. Sie ging auf ihn zu, und umfaßte ihn am Boden, um ihn aufzurichten. Als er ihre Arme an seiner Brust fühlte, richtete er sich auf, und streckte ihr die seinigen entgegen. Julie, welche die Größe des Opfers empfand, und des Opfers würdig war, sank zu ihm nieder, und drückte ihn an ihre schlagende Brust. Der Graf küßte ihn; die Gräfin drückte ihn an ihr Herz, und nannte ihn mit froher Dankbarkeit: „mein Sohn! mein guter Sohn!“ Betäubt von seinen heftigen Empfindungen, sank der edle Mensch zu Boden. Julie rieb ihm die Stirn mit Wein, und er erwachte unter ihren Händen, unter ihren Thränen, aus seiner Ohnmacht.

Man tröstete sich, aß, und legte sich endlich zur

Ruhe. Salier ging, so sehr man ihn auch bat, es nicht zu thun, vor die Grotte, um Wache zu halten. Julie brachte ihm einen Armvoll Heu von ihrem Lager, und sagte: „laß mich doch etwas für dich thun, guter Salier; oder ich muß vor Beschämung sterben! Du sollst auf diesem Heu schlafen; du sollst! und an mich, an Julien, die du gerettet hast, denken.“ Salier faßte ihre Hände, benetzte sie mit Thränen, drückte das Heu an seine Brust, und sagte leise: „o, mein gequältes Herz wird auf diesem Lager Ruhe finden!“

Julie ging weinend in die Grotte zurück. Als sie am folgenden Morgen erwachte, stand der Jüngling an ihrem Lager, betrachtete sie bei dem Lichte seiner Blendlaterne, und wendete sich sogleich ab, als sie die Augen öffnete. Jetzt fing sie an zu merken, daß er sie liebte; aber in ihrer Brust war keine Spur von Zorn über ihn. Sie erröthete nur und fühlte sogar einen gewissen Unmuth über sich selbst, daß sie seine Liebe nicht erwiederte: denn

sein Edelmuth hatte ihn zu ihr erhoben, ihre Lage sie zu ihm heruntergebracht. Er flüsterte: „guten Morgen! . . . Sagen Sie Ihren Eltern, daß ich weggegangen bin, um Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen" Nun setzte er die Laterne nieder, und sagte leise: „leben Sie wohl bis zum Wiedersehen." Sie reichte ihm mit den Worten: aber bleib nicht zu lange! die Hand. Er knieete neben ihr nieder, drückte die Hand an seine Lippen, ohne daß die Eltern erwachten.

Julie warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her. Diese innige schweigende Leidenschaft, diese ehrerbietige Liebe, diese nichts verlangende Treue, dieses frohe Aufopfern und Hingeben mußte sie rühren. Sie verglich die Flucht des Marquis mit Saliers Treue, und vergoß Thränen des Unmuths über jenen, Thränen der Trauer über diesen. Was konnte sie dem Jünglinge, der so viel für sie gethan hatte, antworten, wenn er ihr seine Leidenschaft erklärte! Ich liebe dich nicht? Wie

durfte sie das dem Menschen sagen, der sie so innig liebte, dem sie ihr Leben verdankte? Ach, und jeden Augenblick mußte sie sein Geständniß erwarten. Sie brachte den Tag sehr unruhig in der Grotte zu: unruhiger über des Jünglings Leidenschaft, als über ihr Schicksal.

Am Abend kam Salier, mit sichtbarer Zufriedenheit in den Augen, zurück. „Noch wenige Stunden," rief er Julien entgegen; „dann sind Sie wieder, was Sie waren: die Gräfin d'Ormesson; und nicht mehr eine Bäuerin." Julie sah ihn scharf an, bemerkte aber nicht, daß dieser Gedanke seine Freude verminderte. Er gab die Nachricht mit gleicher Fröhlichkeit auch den Eltern, und brach nun sogleich mit ihnen auf.

Sie gingen am Ufer der Sorgue vorsichtig hinunter. Ungefähr nach einer Stunde kamen sie in ein sehr dichtes Gehölz. Hier öffnete Salier ihnen einen Weg durch Dornen und verwachsenes Gesträuch, bis sie das Ufer der Sorgue wieder er-

reichten, wo ein Kahn mit zwei Schiffern für sie bereit lag. Sie setzten sich schweigend ein, und wurden den Fluß hinunter, bis nahe an Avignon, gerudert. Hier stiegen sie bei einem Gebüsche aus, und gingen dann über la Crau, das bekannte öde Steinfeld, der Rhone zu, wo sie einen größeren Nachen fanden, der sie diesen Strom hinunter führen sollte. Bei Arles kamen sie glücklich an den Wachtschiffen vorüber, weil sie sich Alle niederlegten, so daß nur die beiden Schiffer in dem Kahne zu seyn schienen. Nun bogen sie in den östlichen Arm der Rhone, und kamen durch angestrengtes Rudern endlich aus der Mündung. Man fuhr eine Stunde lang am Gestade gegen Osten hin; aber die Englische Schaluppe, die man hier zu finden gehofft hatte, war nicht da.

Der Morgen fing an zu dämmern, und man hörte die Nationalgarden am Ufer einander zurufen. Die Schiffer wurden ängstlicher, und äusserten, daß sie umkehren oder anlegen wollten.

Noch ließen sie sich durch Saliers Bitten bewegen, weiter zu rudern; als sie aber den étang de Berre hinter sich hatten, und noch immer kein Schiff sahen, verloren sie allen Muth. Sieh, sagte der Eine zu Salier; nun kommen wir in den Busen von Marseille. Da liegt Alles voll Schiffe, und es ist nicht durchzukommen. Auch würde unser kleines Fahrzeug in der Brandung umschlagen. Laß uns umkehren! Da ist am Ufer bei der Mündung ein Gehölz. . . .

„Ich kenne es," unterbrach ihn Salier; „es steckt voll Lumpengesindels. Der Morgen bricht an, und es wimmelt am Ufer von Garden. Das ist nichts." (Er nahm eine Pistole aus der Tasche.) „Zieht das Segel auf, und fahrt nach Süden. Nicht ein Wort mehr von Umkehren! Zwanzig Stunden von hier, kommen wir auf die Höhe von Toulon. Ich verspreche euch zwanzig Louisd'or," — Dreißig! sagte der Graf dazwischen — „wenn Ihr weiter fahrt; aber dem Ersten, der wieder von

Umkehren spricht, jage ich eine Kugel durch den Kopf. Die Schiffer sahen, daß sie mit einem entschlossenen Menschen zu thun hatten, und spannten ohne längere Widerrede das Segel auf. Er selbst stellte sich an das Steuerruder, und nahm eine südöstliche Richtung. Die See ging hoch; die Schiffer arbeiteten aber aus allen Kräften, so daß sie nach einigen Stunden die Küste gänzlich aus dem Gesichte verlohren hatten.

Salier machte durch Singen den Schiffern Muth; am meisten aber Julien, die hier, auf einem Nachen mitten im Meere, schon ein Raub des Todes zu seyn glaubte. Endlich sah man eine englische Flagge. Salier schoß seine Pistole ab, und die Schiffer ruderten mit verdoppeltem Eifer. Das Schiff, eine englische Fregatte, die vor Marseille kreuzte, nahm sie auf. So bald sie am Bord waren, fiel Salier vor Julien auf die Kniee, und sagte mit Schluchzen: „jetzt sind Sie gerettet! O, meine gnädige, gütige Herrschaft!“ Er wollte

ihre Schürze küssen; Julie schlug sie aber erröthend zurück, und reichte ihm die Hand. Der Graf umarmte ihn weinend, und erzählte dem Capitain die nähern Umstände seiner Rettung. Auch dieser umarmte den edlen Jüngling, und die ganze Mannschaft, die seine Geschichte erfuhr, staunte ihn an. Der Capitain war in Verlegenheit, was er mit seinen Gästen thun sollte; aber der Zufall half ihm: man rief ein Hamburgisches Schiff an, das nach Triest bestimmt war.

Die Französische Familie wurde von diesem Schiffe aufgenommen, und kam schon nach einigen Tagen in Triest an. Hier überlegte man, was zu thun sey. Im Oestreichischen konnte man nicht bleiben; denn kaum erhielt die Gräfin Erlaubniß, sich drei Tage dort aufzuhalten, um sich von der Seekrankheit erholen zu können. Die Familie ging endlich in die Schweiz nach Bern, und bezog ein kleines Landhaus, in einer sehr schönen, aber einsamen Gegend, einige Meilen von der Stadt.

Der Graf theilte zwar mit seinen ausgewanderten Landsleuten ihr unglückliches Schicksal, aber nicht ihre Hoffnungen. Er lebte daher von dem kleinen Schatze, den er gerettet hatte, sehr sparsam. Auch hier wurde Salier die Hülfe der unglücklichen Familie: er bauete den Garten, der zu dem Landhause gehörte, mit ungemeiner Sorgfalt, schaffte ein Paar Kühe an, und benutzte jeden Vortheil für seine Herrschaft. Des Grafen Vermögen würde nicht lange gedauert haben, wenn Salier nicht gewesen wäre. Alle drei Ormessons fühlten, wie außerordentlich sie dem edlen Menschen verpflichtet waren; sie hatten Herzen, das zu fühlen, und behandelten Salier nicht wie einen Domestiken; er aber begegnete ihnen mit einer noch weit tieferen Unterwürfigkeit als ehemals.

Juliens Besorgniß, daß Salier ihr seine Liebe erklären würde, verlor sich gänzlich; denn er behandelte sie mit einer Ehrfurcht, die ihr selbst sehr lästig wurde. Aber dennoch sah sie oft die innigste

Liebe aus dieser Ehrfurcht hervorblicken. Wenn sie es nicht zu bemerken schien, konnte Salier sie wohl stundenlang betrachten, und dabei hob sich seine Brust von Seufzern.

Noch immer war es sein theuerstes Vergnügen jeden ihrer kleinen Wünsche zu erfüllen, ohne daß er auch nur das Mindeste dafür forderte. So viele Liebe, eine so uneigennützige Anhänglichkeit mußte in ihrem Herzen zärtliche Freundschaft, herzliches Wohlwollen für Salier erregen. Sie hatte keine Neigung, seine Liebe durch Gegenliebe zu belohnen; aber sie that Alles, was sie konnte, ihn glücklich zu machen. Sie trug die einfachen Kleider des Mittelstandes, besorgte mit Salier die Wirthschaft, verrichtete mit ihm leichtere Gartenarbeit, ließ sich von ihm in der Küche helfen, bat ihn, in den Nebenstunden ihr vorzulesen, und kam und ging nie, ohne ihm die Hand zu reichen.

Salier schien mit diesen Beweisen von Güte sehr zufrieden. Er wird sich nicht immer damit

begnügen, dachte Julie; er wird mehr verlangen. Sie irrte sich aber. Nur die dunkel glühenden Blicke, womit er sie oft betrachtete; nur die langen Seufzer, die seine Brust hoben; nur die finstere, trauervolle Schwermuth, wenn von Juliens Liebe zu dem Marquis, und von der Hoffnung, ihn einmal wieder zu finden (auch er war ausgewandert), gesprochen wurde; diese trauervolle Schwermuth, mit welcher Salier dann das Zimmer verließ, und einen Kreis von dunklen Tannen aufsuchte, wo ihn Julie gewöhnlich noch Abends antraf, wie er nachdenkend und leise ein Lied ohne Sinn in einer traurigen Melodie sang: nur das verrieth ihr seine Liebe; nie ein Wort, ein unbescheidener Blick, oder eine auffallende Bewegung.

Diese Bescheidenheit war selbst für Julien ein Räthsel; und — ein Mädchen kann Alles leichter ertragen, als die Ungewißheit, ob sie geliebt sey, oder nicht. Julie näherte sich dem treuen Salier um einen großen Schritt. Sie folgte ihm, wenn

er allein in den Garten gieng, hängte sich in seinen Arm, faßte seine Hand, setzte sich neben ihn unter den Tannen, und scherzte mit ihm auf die vertraulichste Weise. Wollte sie aufstehen, so legte sie ihren Arm auf seine Schulter, und erhob sich so. Salier brannte, zitterte, wendete sich hin und her, seufzte, und blickte traurig auf sie hin. Wenn sie dann fragte: was fehlt dir? so antwortete er: „ach, ich bin sehr glücklich!" aber weiter auch keine Sylbe. Sie sprach, weil sie zuletzt halb böse wurde, von dem Marquis. Nun ergriff er mit einer Art von Wildheit ihre Hand, und sagte: „er wird kommen; dann sind Sie glücklich!" Und Salier? fragte sie einmal unbesonnen. „Salier," erwiederte er, und wendete die Augen gen Himmel; „Salier wird glücklich seyn, wenn Sie glücklich sind!" Mit diesen Worten riß er sich von ihr los, und ging in das Gebüsch.

Sie sah ihm mit einem kleinen Seufzer nach, und fühlte Neigung, ihm zu folgen, und ihm zu

sagen, daß der Marquis sich schwerlich jemals finden würde. Es kostete ihr Ueberwindung, das nicht zu thun. Die arme Julie konnte jetzt zuweilen eben so ernsthaft, eben so traurig werden, wie Salier. Ihr Zustand verwirrte sie. Was schon längst eine reine Liebe zu Salier war, hielt sie noch immer für Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen hatte ihm ihre Liebe erworben, und er war glücklich, ohne es zu wissen.

Selbst Julie wußte nicht, was in ihrem Herzen vorging. Das Schicksal mußte erst alle ihre andern Verbindungen zerreißen, ehe sie zu dem Gefühle kam, daß sie an Salier mit den unauflöslichsten Banden geknüpft war. Ihre Mutter hatte seit der Seereise gekränkelt, und starb. Julie liebte sie, und mußte also auch Salier lieben, der die Sterbende mit unglaublicher Geduld bewachte und pflegte. Nahe am Tode sagte die Gräfin: meine Julie! Dann reichte sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Dankbarkeit Salier die

Hand, und sagte leise: „verlaß sie nicht, mein Sohn Salier!“ — Ihre Hand erkaltete in der seinigen. Julie warf sich an seine Brust, und rief Einmal über das andere: „Salier, verlaß mich nicht!“ — Er küßte knieend, und in heftiger Bewegung, die starre Hand der Gräfin, legte dann die eine Hand auf seine Brust, und streckte die andre gen Himmel, als wollte er feierlich schwören.

Nun stand er ruhiger auf, und sagte ernst: „ich verlasse Sie nicht; und . . . vielleicht finden wir den Marquis noch!“ Julie fühlte, was er geschworen hatte: sie nicht zu verlassen, auch wenn sie den Marquis wieder fände, und seine Liebe ihrem Glücke aufzuopfern. Ihr Gesicht glühete; ihr Auge funkelte. Sie reichte ihm mit Heftigkeit die Hand, knieete dann, wie er, an dem Leichname der Mutter nieder, legte die Hand auf ihre Brust, und schwur leise: ich will den edlen Mann belohnen! — Sie fühlte sich nach diesem Vorsatz

erheitert; es hatte sich mehr Vertrauen zu einander in Beider Herzen gegossen. Sie waren in ihrem Betragen ernster, aber unbefangen, wie Bruder und Schwester.

Der Graf überlebte den Verlust seiner Gattin nur einen Monat. Julie war jetzt mit Salier allein, und es schien, als ob auf einmal ein ganz anderer Geist sie belebte. Sie trug jetzt so einfache Kleidung, daß sie sich kaum von einer Bäuerin unterschied. Vorher hatte sie mit der Haushaltung nur gespielt; jetzt war sie ernstlich damit beschäftigt, und auf Saliers Einwendungen dagegen, antwortete sie nur mit einem sanften Lächeln. Sie theilte mit Salier alle Arbeiten; und hatte sie alles gethan, so war sie mit unbegränztem Vertrauen in seiner Gesellschaft.

Diese Ruhe hatte erst kurze Zeit gedauert, da wurde ihnen ihr kleines Landhaus aufgekündigt. Sie suchten ein anderes, fanden keins, und mußten nun die Schweiz verlassen, da ihnen

allenthalben Schwierigkeiten wegen ihres Aufenthaltes gemacht wurden. Nun reis'ten sie nach Deutschland, und, auf Juliens ausdrückliches Verlangen, zu Fuß; doch trug Salier ihre Wäsche und ihre Kleidung. Sie wurden nirgends geduldet, hörten endlich, daß Braunschweig den unglücklichen Entflohenen eine Freistätte gab, und richteten ihren Weg dahin.

Salier kaufte einen kleinen Wagen mit einem Pferde, und so fuhr er immer weiter nach Nieder-Sachsen. Er sprach jetzt schon ziemlich gut Deutsch, da er, um weniger abhängig zu seyn, und weniger betrogen zu werden, seit anderthalb Jahren vielen Fleiß auf das Erlernen der Sprache verwendet hatte. Auch Julie konnte sich schon so ziemlich darin ausdrücken, und machte auf der Reise noch weitere Fortschritte.

Sie kamen endlich nach Wolfenbüttel, doch mit dem Entschlusse, nicht in der Stadt zu bleiben, sondern wieder auf dem Lande zu leben. Salier

machte sogleich Bekanntschaft mit Landleuten, Wirthen, Oekonomen, und ging oft aus, um zu erfahren, ob er nicht irgendwo ein Bauergut kaufen könnte, was er am meisten wünschte. Bis dahin bewohnten Julie und er ein Stübchen mit einer Kammer in einem Bürgerhause. Als er einmal wieder von einem seiner Gänge nach Hause zurückkehrte, sah er den Marquis Grisval daher kommen, und wurde todtenbleich. Im ersten Schrecken zog er sein Schnupftuch hervor, um sein Gesicht zu verbergen; bald aber faßte er sich wieder. Nein, dachte er; es komme, wie es komme! . . . „Herr Marquis!“ rief er mit zitternder Stimme. Der Marquis sah ihn an. „Kennen Sie Ihren Begleiter Salier nicht mehr?“ — Gott im Himmel! Wo ist deine Herrschaft? Leben Sie noch? lebt Julie noch? — Mit einem tiefen Seufzer antwortete Salier: „Julie lebt; die Eltern sind todt. Kommen Sie mit mir!“

Er verbarg seine Verwirrung, seine Angst,

durch schnelles Gehen, und öffnete die Thür zu Juliens kleinem Zimmer. Der Marquis stürzte vor Freude aufschreiend hinein, und warf sich vor Julien nieder. Sie wurde bleich, und hielt sich an einem Stuhle. Doch auf einmal unterbrach sie Grivals strömende Versicherungen seiner Liebe mit einer Frage nach seinem Schicksale. Er erzählte es ihr in wenig Worten, und sagte dann: kommen Sie, geliebte Julie! Meine Mutter ist hier. Bei der sollen Sie wohnen, bis Sie gänzlich zu uns gehören!

Salier stand bleich und zitternd auf der Schwelle. Julie wurde immer verwirrter, und schien nachzudenken. Auf Einmal trat sie mit dem Anstande einer Fürstin, mit funkelnden Augen auf den Marquis zu, und sagte in einem festen Tone: unsre Schicksale, lieber Grisval, sind so seltsam gewesen, daß man uns nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstabe messen kann, ohne uns Unrecht zu thun. Ich habe mein Vaterland, mein Vermögen, meinen Rang verloren,

und kann nie die Ihrige werden. Mein Herz, mein Leben, Alles, Alles, was ich bin, gehört diesem edlen Manne (sie faßte Saliers Hand, und zog ihn in das Zimmer). Ich wäre schändlich undankbar, wenn ich nicht seine unaussprechliche Liebe und Treue, so gut ich kann, belohnte. Salier liebt mich, Herr Marquis; und ich liebe ihn von ganzem Herzen. Das hört er jetzt zum ersten Male von mir. Ja, Salier;" (sie warf den einen Arm um seinen Hals) „schon lange liebe ich dich, und ich würde die letzte Hoffnung meines Glückes verlieren, wenn ich einem andern Manne meine Hand geben sollte. Ich bin dein, deine Geliebte, deine Gattin!" Sie schlang nun beide Arme um ihn, drückte ihn an ihre Brust, und küßte zum ersten Male seine Lippen. Salier wurde noch bleicher; seine Augen füllten sich mit Thränen, und seine Brust hob sich gewaltsam. Er schwankte und wollte reden, vermochte es aber nicht vor heftigem Schluchzen, sank vor Julien nieder, und umfaßte

ihre Kniee. Endlich machte er seinem Entzücken durch den Ausruf: „o Julie!" Luft. Er sprang auf, sah Julien und den Marquis mit starren Blicken an, legte die Hand an die Stirn, setzte sich matt in einen Stuhl, und streckte der Gelieb-ten die Arme entgegen, als ob er sie um Hülfe bäte. Julien wurde bange bei diesem gewaltsamen Zustande. Sie trat zu ihm, rief: „Salier! be-sinne dich! Ich bin dein, deine Julie!" und drückte seine zitternden Hände an ihre Brust. Den Mar-quis hatten Beide in dieser leidenschaftlichen Scene gänzlich vergessen.

Endlich lös'te sich Saliers Entzücken in einen Strom von Thränen auf, und er rief: „ist es kein Traum? Julie, lieben Sie mich wirklich?" Sie sank in seine Arme, und er umschlang sie innig. Der Marquis sah in diesen Ausbrüchen der so lange verhehlten Liebe sein Schicksal. Er that das beste, was er thun konnte, wünschte den Liebenden Glück, fand, daß Julie recht thue, umarmte

Salier, nannte ihn den beneidenswerthesten Mann und verlor sich aus dem Zimmer, ohne daß die Liebenden es merkten.

Julie lag nun mit dem himmlischen Gefühle der beglückenden Liebe in Saliers Armen. Er würde jetzt durch seine schweigende Freude, durch seine dankbare Ehrfurcht ihr Herz gewonnen haben, wenn es nicht schon sein gewesen wäre. Um nicht unter der Last seines ungehofften Glückes zu erliegen, ging er endlich aus dem Zimmer. Er schlief nicht, er wachte nicht, und schien zu träumen. Seine Augen standen immer voll Thränen; sein Körper war so matt, daß ihn ein Kind hätte umwerfen können, obgleich ein neues Leben in seiner Seele flammte.

Julie glaubte, Saliers leidenschaftlichen, gewaltsamen Zustand bald beendigen zu müssen, wenn nicht seine Gesundheit erschüttert werden sollte. Sie ließ einen ausgewanderten Geistlichen rufen, und bat, sie feierlich mit ihrem Geliebten zu

vereinigen. Er kam, ohne daß dieser es wußte. Als Julie so froh ihr Ja! sagte, zitterte Salier heftig, und wechselte die Farbe. Den ganzen Tag hindurch lag er fast immer zu Juliens Füßen, bezeigte ihr eine anbetende Ehrfurcht, und machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er es gewagt habe, ihre Hand zu nehmen.

Als sie am folgenden Morgen in seinen Armen erwachte, begrüßte er sie mit Thränen der Freude. Nur langsam gewöhnte er sich an sein Glück; und noch jetzt bringt ihn ein Kuß von Julien immer in einen fröhlichen Taumel.

Er fand bald, was er suchte, ein erledigtes Bauergut in B***, und kaufte es. Hier lebt er mit seiner Julie, ein heiliges Beispiel der Treue, des Edelmuthes, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe und des häuslichen Glückes. Julie ist Mutter eines Sohnes geworden, und liebt ihren Salier nun mit unbegränzter Innigkeit. Der Vater zeigte mir das Kind mit zitternden Händen und leuchtenden

Augen. Er sagte mit brechender Stimme. „Juliens Sohn!„ Auch die Mutter zeigte es mir nachher, und sagte: „der Sohn des edelsten Mannes.“ Ich habe herrliche Stunden in dem Anblicke dieser heiligen Liebe gelebt. Als ich die beiden edlen Menschen verließ, bat ich den Himmel, sie vor allen Unfällen zu bewahren. Für mein eignes Glück hätte ich nicht herzlicher beten können!

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neue moralische Erzählungen

Bd.: 7

1800

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940510-7